1.20 DM/Band 78

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen





Im Geisterreich der Wikinger

Professor Zamorra Nr. 78

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 14.06.1977

Im Geisterreich der Wikinger

Das Ungeheuerliche passierte von einem Augenblick zum anderen.

Professor Zamorra und seine grazile Freundin und Sekretärin Nicole Duval hatten sich an den Frühstückstisch des gemütlichen, kleinen Hotels Belle-Ile gesetzt und blickten mißmutig nach draußen. Es regnete in Strömen, und ein böiger Wind peitschte das Wasser des Atlantiks. Riesige Brecher krachten an Land, überspülten den Strand und ließen die Fischerboote tanzen. Der Himmel war ein einziges düsteres Grau.

Der Professor wollte gerade ein paar ärgerliche Bemerkungen über den verpfuschten Wochenendurlaub machen, als ihm die Worte förmlich von den Lippen gerissen wurden.

Ein Donnerschlag von immenser Lautstärke erschallte, brachte Fensterscheiben, Teller und Tassen zum Klirren. Fußboden und Wände erzitterten wie nach einer furchtbaren Bombenexplosion. Gleichzeitig zuckte ein Blitz, der heller war als tausend Sonnen, durch das dämmerige Licht des regnerischen Morgens.

Blitz und Donner waren nicht die einzigen Phänomene, die mit Urgewalt in den Frühstücksraum einbrachen. Zamorra verspürte plötzlich entsetzliche Schmerzen in allen Gliedern, ihm war, als würden sämtliche Nervenenden von einem grausamen Folterknecht mit einem Messer angespitzt. Wellenförmig raste die Qual durch seinen Leib. Feuer schien jede Faser seines Körpers erfaßt zu haben. Er mußte schwer an sich halten, um nicht laut loszubrüllen.

Der Professor war nicht der einzige Im Frühstücksraum, den die Schmerzen angesprungen hatten wie ein reißendes Tier. Die verzerrten Gesichter Nicoles, des drallen Serviermädchens, der anderen Gäste sagten ihm, daß sie alle Opfer der rätselhaften Schmerzattacke geworden waren. Stöhnen und Schreie erfüllten den Raum. Die Menschen wanden sich wie todwunde Tiere.

Dann, so schnell wie es gekommen war, hörte alles wieder auf. Die Schmerzen verflüchtigten sich abrupt, machten einem beinahe euphorischen Wohlbefinden Platz. Donner und Blitz erschienen nur noch wie eine traumhafte Erinnerung.

Der Blick des Professors fiel auf das Fenster, ging hinüber zum Meer.

Keine wilden Windböen… keine sintflutartig niederprasselnden Regentropfen …

Strahlend lachte die Sonne aus einem ungetrübten, azurblauen Himmel. Das gerade noch sturmumtobte Meer lag da wie ein glatter, tintiger Spiegel.

Und der Leuchtturm, das Wahrzeichen des romantischen Örtchens St. Briand, war verschwunden.

***

Die Scheibenwischer waren kaum in der Lage, den Regen zu bewältigen, der unaufhörlich gegen die Windschutzscheibe knallte. Die Straße war glatt und schmierig, beschwor ständig die Gefahr des Aquaplaning herauf. Der scharfe Wind vom Meer her unternahm größte Anstrengungen, den Wagen in den Straßengraben zu befördern. Insgesamt Fahrverhältnisse, wie sie ungünstiger kaum sein konnten.

Nicolas Gougeon fuhr die Uferstraße dennoch in sehr zügigem Tempo entlang. Auf diese Weise konnte er dem Ärger, der sich in ihm angestaut hatte, am besten Luft machen. Und es machte ihm Spaß, zu beobachten, wie seine Sekretärin Charlotte Rodin unruhig und ängstlich auf dem Beifahrersitz hin- und herrutschte.

Das Mädchen hatte eine kleine Lektion verdient. Gougeon konnte der äußerst hübschen, schwarzhaarigen Charlotte nicht vergessen, daß sie seine amourösen Annährungen in der vergangenen Nacht entschieden abgelehnt hatte. Und dabei hatte er seine geschäftlichen Besprechungen in Nantes extra so eingestellt, daß eine Übernachtung nötig wurde. Nun ja, sie würde noch sehen, daß es nicht ratsam war, den einflußreichsten Bürger St. Briands vor den Kopf zu stoßen.

Mit Vollgas steuerte er den 280 SE durch eine Kurve. Die Fliehkraft ließ Charlotte gegen ihn prallen, was ihr sichtlich unangenehm war.

»Könnten Sie nicht bitte ein bißchen langsamer fahren, Monsieur Gougeon?« bat sie leise. »Bei diesem Wetter…«

Er lachte ironisch. »Sie haben doch nicht etwa Angst, Charlotte?«

»Ich dachte an Ihre Augen«, antwortete sie ausweichend. »Selbst ich kann ja kaum etwas sehen.«

Diese Antwort verbitterte Gougeon noch mehr. Jetzt hatte sie auch noch die Stirn, Anspielungen auf seine Brille zu machen. Er würde es ihr zeigen.

Entschlossen trat er das Gaspedal noch weiter durch. Das Wasser

ringsum spritzte fontänenartig, ließ die Fahrbahn kaum noch erkennen. Trotzdem fühlte sich Gougeon ganz sicher. Es waren nur noch rund drei Kilometer bis St. Briand zurückzulegen. Diesen Teil der Straße hier war er schon so oft entlanggefahren, daß er ihn praktisch im Schlaf kannte.

Resignierend lehnte sich Charlotte Rodin auf dem Beifahrersitz zurück. Mit der rechten Hand klammerte sie sich krampfhaft am Türgriff fest.

Lange hielt ihre Resignationsphase jedoch nicht an. Plötzlich saß sie wieder da, als würde eine Bombe unter ihrem Sitz ticken.

»Monsieur Gougeon, bitte! Da vorne kommt eine dichte Nebelbank. Sehen Sie die denn nicht?«

»Nebel?« wiederholte Gougeon. »Bei den herrschenden Temperaturverhältnissen kann sich gar kein Nebel entwickeln. Das ist Sprühregen, was Sie da sehen.«

Dann aber erkannte er, daß seine Diagnose wohl doch falsch gewesen war. Was sich da hinter dem Regenvorhang herausstellte, waren tatsächlich Nebelschwaden. Ungewöhnlich dicht und undurchdringlich, eine kompakte weiße Masse, die in einem eigentümlichen Glanz erstrahlte und von innen heraus zu leuchten schien, als würden Scheinwerfer in ihrem Zentrum Lichtpartikel nach außen schleudern.

Instinktiv setzte Nicolas Gougeon hart den Fuß auf das Bremspedal. Ganz plötzlich wurde er von einer merkwürdigen Scheu erfaßt.

Diese Nebelgebilde hatte etwas Geheimnisvolles an sich. Er wäre nicht gut beraten gewesen, voll in das wattige Weiß hineinzufahren.

Und dies nicht nur wegen der auf den Nullpunkt herabsinkenden Sichtverhältnisse.

Er hatte so hart gebremst, daß die Reifen blockierten. Der Mercedes geriet leicht ins Schleudern, drohte auszubrechen. Verzweifelt fast arbeitete Gougeon am Steuer, versuchte er, den Kontakt mit den außer Kontrolle geratenen Pneus wieder herzustellen. Aber er schaffte es nicht.

Der 280 SE drehte sich wie ein Brummkreisel. Das Heck des Wagens schob sich vor, als würde es von einer Riesenfaust gedrückt.

Dieser Umstand rettete Nicolas Gougeon und Charlotte Robin das Leben. Als das Wagenheck mit der Nebelwand in Berührung kam, geschah Erstaunliches. Es tauchte nicht in das schimmernde Gasgebilde ein, sondern krachte dagegen, als würde da eine solide Mauer aus festgefügtem Stein stehen.

Das Stahlblech des Mercedes ächzte und knirschte, als es von den Aufprallkräften zusammengedrückt wurde wie eine Ziehharmonika. Das Glas der Rücklichter und der Heckscheibe zersplitterte, und die Chromleiste verbog sich bis zur Unkenntlichkeit.

Gougeon und das Mädchen wurden aus ihren Sitzen gerissen.

Wenn die Sicherheitsgurte nicht sofort zugeschnappt hätten, wären sie wie die Torpedos durch die Windschutzscheibe gegangen, die jetzt ebenfalls mit einem lauten Knall zerplatzte.

Eine Sekunde später stand der Wagen still. Der Motor lief nicht mehr, nur die Kontrolleuchten am Armaturenbrett brannten. Der schräg einfallende Wind peitschte den Regen ins Innere des Fahrzeugs und besprühte die Insassen.

Charlotte Rodin faßte sich zuerst. Mit zitternder Hand löst sie den Gurt und bewegte ihre Glieder. Alles schien heil geblieben zu sein.

Nur in der rechten Schulter spürte sie ein leichtes Ziehen. Offenbar hatte sie sich da eine Muskelzerrung zugezogen.

»Monsieur Gougeon, alles in Ordnung?« fragte sie und betrachtete ihren Chef von der Seite.

Langsam erholte sich auch Gougeon von seinem Schrecken. Er befreite sich ebenfalls von seinem Sicherheitsgurt, reckte und streckte sich.

»Ja, alles in Ordnung, Charlotte.«

Mit weichen Knien öffnete er die Tür, um auszusteigen. Es gelang ihm nicht auf Anhieb, denn die Tür klemmte. Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um sie aufzustoßen. Dann trat er ins Freie. Das schwarzhaarige Mädchen folgte ihm.

Beide achteten nicht auf den Regen, der penetrant auf sie niederprasselte. Sie nahmen ihn bewußt gar nicht wahr, denn ihre Aufmerksamkeit wurde von ganz anderen Dingen in Beschlag genommen.

Der Mercedes stand mitten auf der Straße. Die ganze Heckpartie war ein einziger Torso. Aber auch das erschien jetzt ziemlich belanglos. Nur eins war jetzt von wirklicher Bedeutung: Die matt glänzende Nebelwand, die wie mit einer Schnur gezogen die Straße in zwei Hälften teilte. In eine sichtbare und in eine unsichtbare.

»Mein Gott«, sagte Gougeon fassungslos. »Wir sind wirklich mit dem Nebel zusammengestoßen.«

»Ja, es sieht so aus…« Zögernd trat Charlotte Rodin zwei Schritte vor, näherte sich der weißen Mauer.

»Vorsicht, Charlotte«, warnte Gougeon. »Hier… geht es nicht mit rechten Dingen zu.«

Charlotte war ein mutiges Mädchen. Auch sie spürte deutlich die seltsame, beinahe unheimliche Aura, die von dem Nebelwall auszugehen schien. Aber sie überwand die in ihr hochkriechende Furcht vor dem Unbekannten. Langsam, ganz langsam streckte sie die Hand aus. Dann tippte sie ganz kurz und schnell gegen das matt schimmernde Gebilde.

Es war hart wie Stahl, ließ ihre Fingerspitzen keinen Millimeter

eindringen. Charlotte spürte ein leichtes Prickeln auf der Haut, das beinahe angenehm war. Mutiger geworden hielt sie jetzt die ganze Hand dagegen, tastete nach links und rechts, nach oben und unten.

Kalt war es, kalt wie Eis. Und es sandte leichte Strömungen aus.

Sie hatte das Gefühl, als würden Ameisen über ihre Handfläche krabbeln.

»Und?« hörte sie die Stimme ihres Chefs im Hintergrund. »Was ist es?«

Charlotte trat zurück.

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie und betrachtete ihre Hand, mit der sie den Nebel berührt hatte. Sie sah aus wie immer und fühlte sich jetzt auch wieder so an. »Machen Sie doch selbst mal einen Test, Monsieur Gougeon.«

»Ich kann mich bremsen«, knurrte der schwergewichtige Mann mit dem fleischigen Gesicht. In seinen blaßblauen Augen nistete das Unbehagen. »Ich frage mich nur, wie wir jetzt nach St. Briand reinkommen sollen. Über die Felder vielleicht? Geht wohl schlecht. Der verdammte Regen hat alles total aufgeweicht.«

Das Mädchen sah die geheimnisvolle Wand an und die Äcker, die sich links und rechts des Straßenrandes erstreckten.

»Wir würden auch über die Felder nicht nach St. Briand kommen, Monsieur Gougeon. Sehen Sie sich doch die Ausdehnung der Nebelwand einmal richtig an.«

Gougeon erkannte schnell, daß das Mädchen recht hatte. Das diffuse Gebilde setzte sich auf beiden Seiten der Straße in waagerechter Richtung fort. Erst in zwei, drei Kilometer Entfernung schien es sich zu verlieren. Selbst über dem linker Hand liegenden Meer stand der Nebel wie eine Trutzmauer. Als Gougeon seinen Blick zum Himmel erhob, mußte er feststellen, daß das Bild nicht anders war. Der Nebel war vergleichbar mit einer Art riesigen Käseglocke, die sich über ganz St. Briand gestülpt hatte.

Er biß sich so fest auf die Unterlippe, daß ein Blutstropfen hervortrat. »Teufel noch mal, was tun wir?« fragte er völlig hilflos.

Charlotte Rodin bewies, daß sie eine praktische Ader besaß.

»Das beste scheint mir«, sagte sie, »daß wir zurück zum nächsten Ort fahren und die Polizei alarmieren.«

Fahren war allerdings nicht möglich, denn der Zustand des Mercedes erlaubte dies nicht. Chef und Sekretärin blieb nichts anderes übrig, als zu Fuß zu gehen. Vier Kilometer Fußmarsch durch strömenden Regen und peitschenden Wind – ein häßlicher Gedanke. Aber dieser Gedanke war immer noch angenehm im Vergleich zu der Vorstellung, was wohl mit St. Briand geschehen sein mochte.

Mit bangem Herzen dachte Charlotte Rodin an ihren Verlobten Roger Legrand.

***

»Unheiliger Astabaal!« stieß Nicole hervor, »Chef, was war denn das?«

Die Totenblässe, die ihr apartes Gesicht überfallen hatte, machte langsam wieder der normalen Farbe Platz. Ihr Mund zuckte noch ein bißchen. Eine Nachwirkung der soeben überstandenen Qualen.

»Ich weiß nicht«, antwortete Professor Zamorra langsam. Gedankenvoll wandte er den Blick vom Fenster ab, durch das er beobachtet hatte, wie aus Regen und Sturm plötzlich ideales Urlaubswetter geworden war.

Die Hektik im Frühstücksraum war groß. Fragen über Fragen quollen aus den Mündern der verstörten Hotelgäste, ohne befriedigende Antworten zu bekommen. Monsieur Leduc, der Hotelier, warf nur in gespielter Heiterkeitspose die Arme in die Luft und rettete sich mit einem Scherz.

»Freuen Sie sich doch, meine Damen und Herren. Ich habe beim lieben Gott schönes Wetter bestellt. Und wie es scheint, hat er meine Bitte erfüllt.«

Naturgemäß befriedigte diese Antwort niemanden. Nur langsam ebbte das allgemeine Durcheinander ab.

Die Augen des Professors begegneten denen eines Mannes am Nebentisch. Der Mann war etwa Mitte dreißig, groß und schlank. Über einem blütenweißen Hemd trug er einen hervorragend geschnittenen dunklen Maßanzug. Ein schwerer goldener Siegelring schmückte seine feingliedrige rechte Hand. Tiefschwarzes Haar fiel ihm lockig in die hohe Stirn. Die scharfgeschnittenen Gesichtszüge erinnerten an einen Raubvogel.

Was Zamorra zu einem leichten Heben der Augenbrauen veranlaßte, war die Tatsache, daß ein leichtes Lächeln um die schmalen Lippen des Mannes spielte, ein Lächeln, das beinahe spöttisch wirkte. Auch in den tiefdunklen Augen lag ein Ausdruck der Belustigung.

Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit sprach er den Mann an.

»Sie lächeln, Monsieur? Man hat fast den Eindruck, als ob Sie eine Erklärung für die Dinge hätten, mit denen wir alle konfrontiert worden sind.«

Die Belustigung schwand aus den Augen des Mannes. Der Blick wurde scharf und durchdringend. Zamorra hatte das Gefühl, als würde ihm der Mann bis auf den Grund seiner Seele sehen. Dann aber flackerte das spöttische Glitzern wieder auf.

»Eine Erklärung, Monsieur?« wiederholte er mit seiner angenehmen, volltönenden Stimme. »Nein, ich habe keine Erklärung. Sie denn?«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe auch keine Erklärung.«

Der Mann lächelte und widmete sich anschließend seinem Frühstück.

Auch Zamorra beschloß, dies zu tun. Er winkte Lucille, der blonden Serviererin.

Das Mädchen im knapp sitzenden schwarzen Kleid mit der spitzenbesetzten weißen Schürze trat an seinen und Nicoles Tisch. Zamorra wollte bestellen, aber die Serviererin kam ihm zuvor.

»Pardon, Monsieur Professor«, sagte sie, »ich fürchte, ich kann Ihnen nicht das Frühstück bringen, das Sie gerne hätten. Tee, Kaffee und Schokolade sind nicht möglich. Milch vielleicht?«

»Warum können Sie nicht…«

»Der Strom ist ausgefallen, Monsieur. Sehen Sie…« Sie zeigte zur Zimmerdecke.

Jetzt sah es auch Zamorra. Vorhin, bevor Blitz, Donner und Schmerzen gekommen waren, hatten die Lampen gebrannt. Jetzt leuchtete keine einzige von ihnen.

»Verstehe«, sagte er. Er sah Nicole an. »Möchtest du ein Glas Milch?«

»Nicht eigentlich«, antwortete seine Sekretärin. »Ein Frühstück ohne Kaffee ist wie Zwiebelsuppe ohne Zwiebeln. Frühstücken wir doch in dem kleinen Bistro am Ende der Straße.«

Zamorra war einverstanden.

»Danke, Lucille«, sagte er zu der Serviererin. Das Mädchen machte einen kleinen Knicks und ging, um anderen Gästen ihre Milchangebot zu unterbreiten. Der Professor rief sie jedoch noch einmal an seinen Tisch zurück.

»Ja, Monsieur Professor?«

»Sagen Sie, Lucille…« Zamorra sprach ganz leise, flüsterte beinahe. »Der einzelne Herr da am Tisch neben uns – wer ist das?«

»Monsieur Col?«

»Wenn er so heißt…«

»Ich kenne ihn eigentlich auch nicht«, sagte die Serviererin. »Er ist zum ersten Mal im Belle-Ile, und ich habe ihn vorher nie gesehen.«

»Vielen Dank, Lucille.«

Das Mädchen entfernte sich. Zamorra und Nicole erhoben sich, verließen das Hotel und traten hinaus auf die Straße.

St. Briand war ein kleines Örtchen, so wie es in der Bretagne viele gab. Malerische kleine Häuser gruppierten sich links und rechts der kopfsteingepflasterten Hauptstraße, die gleichzeitig auch die einzige richtige Straße war. Bis vor ein paar Jahren war St. Briand ein reines Fischerdorf gewesen, unbeleckt vom Tourismus. In jüngster Zeit hatte sich das ein wenig geändert. Ein cleverer Unternehmer aus Paris war auf den Gedanken gekommen, die kleine Bucht Wassersportlern zugänglich zu machen. Der Mann, ein gewisser Nicolas Gougeon, hatte einen Bootsverleih aufgezogen. Er stellte alles zur Verfügung, was das Herz des Seglers und des Wasserskifreundes erfreute. Und seitdem war während der Saison ein bißchen Leben in das stille Örtchen

gekommen. Der alte Gasthof Belle-Ile war in ein halbwegs modernes Hotel umgebaut worden, und neben der alteingesessenen Weinstube hatte noch eine zweite eröffnet. Außerdem gab es das Bistro und eine kleine Discothek, die jedoch mangels entsprechenden Publikumsandrang meistens geschlossen war. Insgesamt jedoch war St. Briand nach wie vor ein Fischerdorf mit ein paar Tupfern Urlaubsatmosphäre.

Zamorra und Nicole war das gerade recht. Sie hatten für den Massentourismus moderner Prägung nicht viel übrig. Hier fanden sie Ruhe und Entspannung und konnten doch ihrem Hobby Wasserskilaufen nachgehen. Ein paarmal, meistens zum Wochenende, waren sie schon hier gewesen. Und jedes Mal hatte es ihnen ausgezeichnet gefallen.

Diesmal jedoch konnte von Ruhe und Entspannung nicht die Rede sein. Auf der Straße drängten sich nahezu sämtliche Bewohner St. Briands und redeten heftig gestikulierend aufeinander ein.

Dem Professor wurde bald klar, daß die rätselhafte Schmerzwelle nicht allein über die Hotelgäste hergefallen war. Alle Einwohner, gleichgültig ob in ihren Häusern oder auf der Straße, hatten darunter zu leiden gehabt. Und nicht nur im Hotel war der Strom ausgefallen. Es wurde schnell offenkundig, daß es in der ganzen Ortschaft keine Elektrizität mehr gab. Ja, das war nicht alles. Nicht nur die Stromversorgung war ausgefallen. Es gab auch keine Telefonverbindungen mehr, und kein einziges Radio und kein einziger Fernsehempfänger spielte.

»Was hat das alles zu bedeuten, Chef?« fragte Nicole. Ihre Stimme klang heiser.

Zamorra konnte es ihr nachfühlen. Auch er war beunruhigt, sehr beunruhigt sogar. Irgend etwas war geschehen, etwas Schreckliches, Bedrohliches, Beängstigendes, Dunkles, Unbestimmte Ahnungen stiegen in ihm auf.

Der verschwundene Leuchtturm… Zuerst hatte er noch mit der Möglichkeit gespielt, daß sich eine Nebelwolke davor geschoben hatte. Nach all dem, was er jetzt gehört hatte, konnte er diese Theorie aber getrost vergessen.

»Komm«, sagte er zu Nicole und ging auf seine schwarze Citroënlimousine zu, die er vor dem Hotel geparkt hatte.

»Wohin wollen wir, Chef?«

»Uns ein bißchen außerhalb von St. Briand umsehen.«

Er hielt ihr die Beifahrertür auf und war ihr beim Einsteigen behilflich. Dann setzte er sich hinters Steuer und fuhr Richtung Ortsausgang.

Bereits während der Wagen über das Kopfsteinpflaster rollte, kündigte sich an, daß noch Katastrophaleres geschehen sein mußte. In

den Mienen der Menschen – Urlauber und Einheimische – die ihnen jetzt begegneten, spiegelte sich die hellodernde Panik. Nicht nur der Ausfall von Radio, Elektrizität und Radio konnte dieses nackte Entsetzen in die Gesichter der Leute getrieben haben.

Die dunklen Ahnungen sollten den Professor nicht getrogen haben. Als die letzten Häuser St. Briands hinter ihnen lagen, sahen sie es mit eigenen Augen.

Die Straße hörte auf einmal auf. Gerade war der Wagen noch über die graublauen Steine gefahren, und dann plötzlich…

Nichts mehr!

Wildnis breitete sich dort aus, wo die Straße weiter nach La Rosy und St. Nazaire führen sollte. Wildnis im ursprünglichen Sinne. Üppig blühendes Unkraut, Bäume, Sand, den das Meer seit Jahrhunderten an Land gespült zu haben schien.

Aber nicht nur die Straße war von diesem unheimlichen Verwilderungsprozeß erfaßt worden. Die kultivierten Felder auf beiden Seiten, die die Männer von St. Briand bewirtschaftet hatten, existierten nicht mehr. Auch hier hatte die Natur alles in Beschlag genommen.

So weit das Auge reichte, zeigte sich die Landschaft im urtümlichen Zustand. Nichts, das Menschenhand geschaffen hatte, war geblieben. Die Strommasten nebst Leitungen waren verschwunden, die Kilometersteine, die Tankstelle, die etwas außerhalb der Ortschaft lag.

Das Wetter war so herrlich und klar, daß man kilometerweit sehen konnte. Normalerweise hätte man am Horizont die Häuser des Nachbarortes La Rosy erkennen müssen. Aber auch der war verschwunden, als hätte ihn eine Bombenexplosion von der Erdoberfläche getilgt.

»Chef…« Nicole griff angstvoll nach Zamorras Arm.

Der Professor nahm ihre Hand, drückte sie leicht.

»Wir dürfen jetzt nicht die Nerven verlieren, Nicole«, sagte er beherrscht.

»Oh, Gott, Chef! Wie ist es denn möglich? Hat der dritte Weltkrieg stattgefunden? Haben Atombomben die ganze Umgebung mit Stumpf und Stiel ausradiert? Dieser Blitz und dieser Donner vorhin…«

»Aber nein doch! Siehst du radioaktive Wolken? Siehst du irgendwelche Spuren einer Atomexplosion? Die Luft ist klar und würzig. Die Vegetation gedeiht wie nie zuvor… Es sieht eher so aus …«

»Ja?«

Der Professor verzog das Gesicht. »Es klingt verrückt«, meinte er leise, »aber man könnte beinahe auf den Gedanken kommen, daß irgendeine unbekannte Macht ganz St. Briand gepackt und ans Ende der Zeit versetzt hat. In jene Epoche, in der es längst keine Menschen

mehr auf der Erde gibt.«

»Glaubst du wirklich? Das hört sich ja an wie ein Science-Fiction-Roman. Wer sollte es denn getan haben? Die berühmten kleinen Männchen vom Mars?«

Unwillkürlich mußte Zamorra lächeln. »Nein«, sagte er. »Die kleinen grünen Männchen sind nur das Produkt phantasiebegabter Schriftsteller. Überhaupt ist dein Gedanke viel zu weit hergeholt. Wir haben es ganz sicher nicht mit irgendwelchen Wesen von einem anderen Planeten zu tun. Ich fürchte, die Erklärung liegt viel näher. Die verantwortlichen Mächte sind uns wahrscheinlich bekannt. Viel zu gut bekannt!«

»Du meinst…« Nicole sprach nicht weiter, legte erschrocken eine Hand auf den Mund.

Zamorra nickte. »Ich denke an Dämonen, ja. Es könnte ihr Werk sein. Zu dumm, daß ich mein Amulett nicht mitgebracht habe. Wenn ich geahnt hätte, daß sich ein harmloser Wochenurlaub in einen solchen Alptraum verwandelt…«

Das Amulett! Zamorra hatte es von seinem Vorfahren Leonardo de Montagne übernommen. Seitdem war es ihm zu einem unerläßlichen Hilfsmittel in seinem stetigen Kampf gegen die Mächte der Finsternis geworden. Jetzt jedoch ruhte es in einer Schatulle im heimischen Château de Montagne, unerreichbar für ihn.

Der Professor ließ den Motor wieder an, den er kurz zuvor abgestellt hatte, und vollzog ein Wendenmanöver.

»Kehren wir ins Dorf zurück«, sagte er.

Die strahlende Sonne am Himmel erschien ihm angesichts der düsteren Zukunftsaussichten wie blanker Hohn.

***

Pressekonferenz im provisorischen Hauptquartier des Krisenstabes.

Das große Armeezelt stand mitten auf der Straße nach St. Briand, keine zweihundert Meter von der unheimlichen leuchtenden Nebelmauer entfernt, die den kleinen Fischerort schlagartig in den Brennpunkt gerückt hatte.

Hinter dem improvisierten Kommandostand, mehreren zusammengerückten Tischen, saßen die Verantwortlichen auf harten Holzstühlen und standen den Journalisten von Presse, Funk und Fernsehen Rede und Antwort.

Der Oberkommandierende war General Josse ein im Dienst ergrauter Veteran der alten Schule. Josse hatte es gelernt mit Niederlagen zu leben. Damals im Indochinakrieg hatte er auf verlorenem Posten gekämpft und im Algerienkonflikt war es nicht anders gewesen. Und auch jetzt war seine Ausgangsposition denkbar hoffnungslos.

Neben dem General saßen ein hoher Beamter des Innenministeriums

und der zuständige Polizeipräfekt. Sie hielten sich während des Kreuzverhörs durch die Journalisten weitgehend zurück, überließen es dem Vier-Sterne-Mann die Neugierde der Fragesteller zu befriedigen.

Josse tat sein möglichstes, dem Drängen der Reporter zu begegnen.

Frage: »Wie groß ist das Gebiet, das hinter dem geheimnisvollen Vorhang verschwunden ist?«

Antwort: »Fast exakt drei Quadratkilometer. Betroffen ist die gesamte Ortschaft St. Briand, der kurz vor dem Dorf liegende Sportpark, Teile der angrenzenden Felder und des Meeres.«

Frage: »Stimmt es, daß es bereits Tote und Verletzte gegeben hat?«

Antwort: »Nein, es hat noch keinen Toten gegeben. Mehrere Fahrzeuge sind gegen den… Vorhang geprallt, so daß es zu Unfällen gekommen ist. Auch mehrere Fußgänger haben sich bei dem Versuch, die Barriere zu durchbrechen, Verletzungen zugezogen. Nichts Tragisches. Ein paar kleine Brüche und Prellungen.«

Frage: »Handelt es sich um die Erprobung einer neuartigen militärischen Geheimwaffe?«

Antwort: »Nein!«

Frage: »Gibt es Anhaltspunkte dafür, daß ein fremder Staat oder gar eine außerirdische Invasionsflotte eine Überraschungsattacke geführt hat?«

Antwort: »Solche Anhaltspunkte gibt es nicht.«

Frage: »Wieviele Menschen sind eingeschlossen?«

Antwort: »Schätzungsweise dreihundert. Einschließlich der Touristen.«

Frage: »Besteht noch Hoffnung für die Eingeschlossenen?«

Antwort: »Hoffnung besteht immer.«

Frage: »Können Sie das näher präzisieren?«

Antwort: »Nein. Wir wissen nicht, was jenseits der Nebelbarriere vorgeht. Diese hat sich bis jetzt als undurchdringlich erwiesen. Zu ebener Erde, aus der Luft und auch unterirdisch. Selbst Froschmänner, die es vom Meer her versucht haben, stießen gegen die Barriere.«

Frage: »Hat man versucht, mit den Eingeschlossenen Verbindung aufzunehmen?«

Antwort: »Selbstverständlich. Bisher sind jedoch alle Kommunikationsversuche erfolglos geblieben. Die Telefonverbindungen sind unterbrochen, und auch per Funk war kein Durchkommen. Überflüssig zu sagen, daß Klopfzeichen ohne Antwort geblieben sind.«

Frage: »Besteht die Gefahr, daß es zu einer Ausbreitung des Phänomens kommt?«

Antwort: »Dafür gibt es keine Anhaltspunkte.«

Frage: »Die Hauptfrage, Herr General: Was ist diese Nebelbarriere?«

Antwort: »Die besten Wissenschaftler unseres Landes bemühen sich,

eine Antwort auf diese Frage zu finden.«

Frage: »Haben diese Bemühungen schon Erfolg gehabt?«

Antwort: »Kein Kommentar!«

Der General erhob sich von seinem Holzstuhl, um damit anzudeuten, daß die Pressekonferenz beendet war. Die Journalisten waren nicht sehr zufrieden. Im Grunde genommen hatten sie nichts erfahren, was sie nicht ohnehin schon wußten. Weitere Informationen konnten sie sich kaum beschaffen. Im Umkreis von mehreren Kilometern war das ganze Gebiet zur Sperrzone erklärt worden. Off Limits für offizielle und private Neugierige.

Die Berichte, die anschließend von den Medien gebracht wurden, ergingen sich folgerichtig dann auch in den wüstesten Spekulationen.

Alle jedoch waren von der Wahrheit meilenweit entfernt.

***

Auf dem Marktplatz von St. Briand herrschte großes Gedränge. Alle waren zur Stelle, mehrere hundert Leute. Die Dorfbewohner und die Touristen, Männer, Frauen und Kinder.

Der kleine Springbrunnen, aus dessen steinernem Fischhaupt längst kein Wasser mehr floß – die Verbindung zum Wasserwerk in St. Nazaire existierte ebenfalls nicht mehr – war mit Hilfe von ein paar darübergelegten Brettern in eine Art erhöhte Plattform verwandelt worden. Auf diesem künstlichen Podium stand jetzt Armand Desmet, der Bürgermeister von St. Briand, und versuchte, die aufgebrachten Gemüter ein bißchen zu beruhigen.

Desmet war ein kleiner, gedrungener Mann, der zur Fettleibigkeit neigte. In seinem rosigen Ferkelgesicht saßen helle, wache Augen, die normalerweise äußerst pfiffig in die Welt blickten. Desmet war der Inhaber des einzigen Ladengeschäfts von St. Briand. Wenn er nicht gerade seinen ehrenamtlichen Aufgaben als Bürgermeister nachging, verkaufte er seinen Mitbürgern all das was sie brauchten.

Angefangen beim Würfelzucker für den morgendlichen Kaffee bis hin zum modernen Fischernetz aus Nylonfäden präsentierte sich sein Krämerladen als unerschöpfliches Arsenal für die bescheidenen Ansprüche der Ortsbewohner.

Der agile Krämer genoß großes Ansehen in St. Briand. Man hörte auf ihn, wenn man Probleme hatte, und beherzigte seine Ratschläge.

Nicht zuletzt deshalb hatte man ihn bereits zehnmal zum Bürgermeister gewählt.

Jetzt jedoch hatte er große Schwierigkeiten, sich überhaupt Gehör zu verschaffen. Die Furcht vor dem Unfaßbaren, die Panik, die den Leuten würgend in der Kehle saß, verlangte nach einleuchtenden Erklärungen, verlangte nach Patentlösungen. Und die konnte Armand Desmet nicht anbieten. Seine bloßen Appelle, Ruhe zu bewahren und

nicht die Nerven zu verlieren, heizte die Emotionen der Menschen nur noch mehr an.

Professor Zamorra und Nicole standen ganz am Rand der Menschenansammlung. Zamorra, der als Parapsychologe von Weltrang auch von der ›normalen‹ Psychologie mehr verstand als viele Spezialisten, spürte förmlich, wie es in der Masse brodelte. Die Hysterie griff um sich wie eine ansteckende Krankheit. Bald würde es zu Reaktionen kommen, die alles noch schlimmer machen konnten, als es schon war.

Auch Nicole sah etwas Ähnliches kommen.

»Chef, solltest du nicht kurz zu den Leuten sprechen?« flüsterte sie.

Er nickte langsam. »Ja, das ist vielleicht das beste.«

Es erschien ihm nicht angebracht, sich mühevoll einen Weg durch die dichtgedrängt stehenden Leute zu bahnen. So näherte er sich dem Brunnen von der rückwärtigen Seite und kletterte dann schwungvoll auf die improvisierte Rednertribüne.

Der Bürgermeister warf ihm einen schnellen Seitenblick zu. Zamorra erkannte eine gewisse Erleichterung in seinen Augen. Er schien froh zu sein, daß jemand gekommen war, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken.

Zamorra hob beide Hände. Augenblicklich wurde es etwas ruhiger in der Menge. Die wenigsten der Anwesenden kannten den Professor. Aber seine große Gestalt und sein männliches, energisches Gesicht flößten sofort Vertrauen ein. Die Menschen merkten, daß hier jemand stand, der mehr von sich zu geben hatte als nur ein paar nichtssagende Phrasen.

»Hört mich an, Männer und Frauen von St. Briand«, sagte er mit einer Stimme, die laut und klar war und auch das letzte Gemurmel in der Menschenmenge ersterben ließ. »Es hat keinen Zweck, sich über die Situation, in der wir uns alle befinden, Illusionen hinzugeben. Es ist etwas Unerhörtes mit diesem Dorf geschehen. Unbekannte Kräfte scheinen ganz St. Briand aus seiner vertrauten Umgebung herausgerissen und in eine fremde Welt, vielleicht in eine ferne Zeit versetzt zu haben. Wer sind diese unbekannten Kräfte? Wir wissen es nicht mit Bestimmtheit. Aber wir können Vermutungen anstellen. Es gibt die Macht des Übersinnlichen, die Macht des Jenseitigen, die Macht des Bösen. Wir müssen damit rechnen, daß St. Briand zu einem Spielball dieser jenseitigen Macht geworden ist.«

Der Professor machte eine Pause, um seine Worte wirken zu lassen. Er war sich bewußt, daß er die Menschen geschockt hatte. Aber er stand auf dem Standpunkt, daß man einer Gefahr nur dann begegnen konnte, wenn man sie kannte. Und deshalb hielt er es unbedingt für erforderlich, den Leuten die Augen zu öffnen, sie nicht in falscher Sicherheit zu wiegen.

Die Reaktion der Zuhörer überraschte ihn nicht. Zuerst folgte seinen Worten eine beinahe atemlose Stille. Diese wich jedoch schnell hektischen Stimmensalat. Verblüffung, Unglauben, Fassungslosigkeit, aber auch plötzliches Verstehen – die zwiespältigsten Empfindungen spiegelten sich in den Gesichtern wider. Entschiedene Ablehnung und spontane Zustimmung schlugen dem Professor entgegen. Der Unglaube kam vor allen Dingen aus den Reihen der Urlauber. Diese waren fast alle in den großen Städten zu Hause und hielten sich für aufgeklärt und modern. In ihrem Vorstellungsvermögen war für Dinge, die man nicht mit Logik erklären konnte, kein Platz.

Offene Türen hatte Zamorra hingegen bei den meisten Einheimischen eingerannt. Die Fischer waren heimatverbundene, einfache Menschen. Sie waren den alten Glaubensvorstellungen ihrer Vorfahren noch nicht entrückt. Der Aberglaube hatte seit jeher eine große Rolle im Leben der Bretonen gespielt. Aberglaube? Zamorra wußte besser als jeder andere Mensch auf Erden, daß das, was man Aberglauben nannte, oft aus überaus realistischen Wurzeln gewachsen war. Die Welt der Geister und Dämonen gehörte nicht in den Bereich der Ammenmärchen. Sie existierte, und auch das hartnäckigste Leugnen konnte an dieser Tatsache nicht das geringste ändern.

Ein Mann sprang auf das Podium. Der Mann hatte ein längliches, ernstes Gesicht, das jetzt jedoch ganz von heller Aufregung geprägt wurde. Der schwarze Kragen, den er trug, verriet seine Profession.

Es war Jules Matteaux, der Dorfgeistliche.

»Ja, ja!« rief er in die Menge und rollte dabei wild mit den Augen.

»Was wir hier sehen, ist das Werk des Teufels. Ihr habt gesündigt, und nun habt ihr eure gerechte Strafe bekommen. Bereut eure bösen Taten, und alles wird sein wie zuvor.«

Zamorra schob den Eifernden sanft zur Seite. »Ich fürchte, so einfach ist es nicht«, sagte er so laut, daß ihn alle hören konnten.

»Wenn wir etwas an der Situation ändern wollen, dann müssen wir zuerst…«

Er wurde unterbrochen. Ein vierschrötiger Mann mit kantigem Bulldoggengesicht trat ganz nahe an die künstliche Empore heran, ohne sie jedoch zu ersteigen.

»Ist denn hier keiner, der diesen Schwätzer zum Schweigen bringt?« brüllte er. »Mächte aus dem Jenseits – das ist ja lachhaft. Dieser Mann ist ein Verrückter!« Er blickte dem Professor mit einem zynischen Lächeln auf den wulstigen Lippen voll ins Gesicht. »Hey, Monsieur! Sagen Sie mal – sind Sie aus irgendeiner Klapsmühle ausgebrochen?«

Der Professor wollte gerade zu einer gebührenden Antwort ansetzen, konnte sich diese Mühe jedoch sparen. Aus dem Hintergrund drängte sich ein junger Mann mit der Figur eines Modellathleten nach vorne. In seinem sonnengebräunten, gutgeschnittenen Gesicht mit den

graublauen Augen und der kühn geschwungenen Adlernase stand der Ärger mit großen Buchstaben geschrieben.

Zamorra kannte den jungen Mann. Sein Name lautete Roger Legrand. Er war drüben im Sportpark als Wasserskilehrer tätig. In der Vergangenheit hatten der Professor und Legrand des öfteren ihre Erfahrungen in der Kunst des Wasserskilaufens ausgetauscht, denn Zamorra war ein mindestens ebenso guter Läufer wie der Lehrer.

Sie waren sich auf Anhieb sympathisch gewesen. Und das keineswegs nur wegen der gemeinsamen Liebe zu den Brettern, die über die Wellen huschten.

Legrand packte den Vierschrötigen von hinten am Kragen und wirbelte ihn herum.

»Monsieur Lejeune, ich verbiete Ihnen, so über den Professor zu reden«, funkelte er den Mann an. »Professor Zamorra ist eine Kapazität, die unser vollstes Vertrauen verdient. Er weiß, was er sagt. Ganz im Gegensatz zu Ihnen!«

Der Bullige versuchte, sich loszureißen. »Sie… Sie lächerlicher Wasserclown, was fällt Ihnen überhaupt ein?« brauste er auf. »Was glauben Sie eigentlich, wen Sie vor sich haben?«

»Wen denn wohl?« höhnte Legrand, ohne seinen Griff zu lockern.

»Einen aufgeblasenen Viehhändler, der da glaubt, hier dieselbe große Lippe riskieren zu können wie bei einer Schweineauktion.«

»Sie… Sie …«

Auf dem Podium rang Jules Matteaux irritiert die Hände. Armand Desmet besann sich auf seine Aufgaben als Bürgermeister und griff schlichtend ein.

»Roger, Monsieur Lejeune, bitte… So etwas führt doch zu nichts. Wir müssen jetzt alle an einem Strang ziehen, um einen Ausweg zu finden. Persönliche Streitereien und Reibereien erschweren unsere Situation nur noch.«

Er sprach Zamorra aus der Seele. Der Professor verstand, daß die Nerven aller an einem seidenen Faden hingen. Solche Zwistigkeiten jedoch würden den Faden endgültig zum Reißen bringen, was zwangsläufig fatale Folgen nach sich ziehen mußte. Menschen, die nur noch ihren blinden Emotionen folgten und ihren Verstand gar nicht mehr zur Geltung kommen ließen, waren hilflos wie Tiere, die ihren Instinkt verloren hatten.

»Lassen Sie ihn los, Roger«, sagte er deshalb ruhig. »Jeder hat ein Recht auf seine eigene Meinung.«

»Die soll er aber gefälligst auf anständige Art und Weise vertreten«, knurrte Legrand, gab den Viehhändler dann aber frei.

Lejeune machte ein bitterböses Gesicht, als er dem Podium den Rücken kehrte und sich wieder zu einer äußerst dicken Frau mit schwabbeligem Dreifachkinn gesellte, bei der es sich wahrscheinlich

um das ihm angetraute Eheweib handelte.
Der Wasserskilehrer sprang indessen auf die Empore und richtete das Wort an die Umstehenden, die inzwischen – abgelenkt durch den lautstark ausgetragenen Streit – beinahe wieder ganz ruhig geworden waren.
»Gäste von St. Briand, Mitbürger!« rief er. »Sie alle… Ihr alle kennt mich. Ich kann nicht beurteilen, ob mein Vorredner recht hat oder nicht. Aber eins weiß ich: Professor Zamorra ist der wahrscheinlich beste Parapsychologe der Welt. Für diejenigen, die es nicht wissen – Parapsychologen sind Wissenschaftler, die sich mit übersinnlichen Dingen beschäftigen. Ihr wißt schon … Gedankenlesen, Hellsehen, Geistererscheinungen … Alles solche Sachen. Und wenn Professor Zamorra sagt, daß wir es hier mit etwas Übersinnlichem zu tun haben, dann bin ich der letzte, der ihm widerspricht. Deshalb, Leute, sollten wir tun, was der Professor sagt. Denn daß wir etwas tun müssen, ist ja wohl jedem klar, oder irre ich mich da?«
Die meisten Zuhörer machten Gesichter, die dem des Ertrinkenden vergleichbar waren, der sich an den letzten Strohhalm klammert. Bürgermeister Desmet, offensichtlich froh, daß man ihm die Verantwortung aus den Händen nahm, sagte ebenfalls noch ein paar Worte, um Zamorra als Autorität in Szene zu setzen.
Der Professor fuhr in seiner Rede fort: »Es gibt eigentlich nicht mehr viel zu sagen. Gleichgültig ob nun jenseitige Mächte für unsere Situation verantwortlich sind, oder ob sich das Geschehene auf natürliche Ursachen zurückführen läßt, müssen wir versuchen, den Dingen näher auf den Grund zu gehen. Wir müssen feststellen, was außerhalb St. Briands liegt, müssen uns ein Bild von der so rätselhaft veränderten Landschaft machen, die den Ort umgibt. Und deshalb schlage ich vor, eine kleine Erkundungsfahrt in die nähere Umgebung zu unternehmen. Je mehr wir in Erfahrung bringen, desto besser ist es für uns. Ist jemand aus grundsätzlichen Gründen gegen eine solche Exkursion?«
Prüfend sah der Professor die Männer, Frauen und Kinder an. Mit einer gewissen Genugtuung stellte er fest, daß es ihm gelungen war, die Panikgefühle der Menschen ein bißchen zurückzudrängen. In einigen Gesichtern konnte der Hoffnung und eine leichte Zuversicht lesen. Die Aussicht, das Gesetz des Handelns selbst mitgestalten zu können, nicht mehr bloßer Spielball unbekannter Kräfte zu sein, wirkte sich vorteilhaft auf die allgemeine Psyche aus. Niemand erhob Einwände gegen seinen Vorschlag.
Der Blick Zamorras fiel auch den schlanken, dunkelhaarigen Mann, den ihm die Serviererin Lucille als Monsieur Col vorgestellt hatte. Der Mann hatte wieder dieses spöttische Lächeln auf den Lippen, das ihm bereits beim Frühstück aufgefallen war. Col schien sich über all das,

was vorging, köstlich zu amüsieren, wie der Zuschauer eines Kinofilms, der an den Problemen der Leinwandhelden seine helle Freude hat.

»Haben Sie einen besseren Vorschlag zu machen, Monsieur Col?« fragte Zamorra scharf. Er war an sich ein Mensch, der jeden nach seiner eigenen Fasson selig werden ließ. Die offenkundige Arroganz dieses Mannes ging ihm jedoch gegen den Strich.

Col ließ sich nicht provozieren.

»Ob ich einen besseren Vorschlag zu machen habe?« wiederholte er im fast gemütlichen Plauderton. »Aber nein! Ihre Idee ist ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet, Herr Professor.« Süffisant grinste er Zamorra an.

Der Professor beschäftigte sich nicht weiter mit ihm, denn jetzt wurde seine Aufmerksamkeit durch etwas anderes in Anspruch genommen.

Jules Matteaux, der Geistliche, der sich in den letzten Minuten etwas abseits gehalten hatte, drängte sich wieder ins Rampenlicht.

»Ich bin dagegen, St. Briand zu verlassen und die unheiligen Gefilde des Teufels zu durchstreifen. Wir sollten etwas ganz anderes tun, denn nur das kann uns die Rettung bringen. Wie ich schon sagte – wir sollten unsere Sünden bereuen und beten!«

Aber da war eigentlich kein Mensch, der auf seine drängenden Worte einging.

***

Bill Fleming freute sich auf den kommenden Abend.

Vor ein paar Tagen hatte er anläßlich eines Vortrags in der New Yorker Columbia-University, den er in seiner Eigenschaft als Kulturhistoriker gehalten hatte, eine reizende junge Dame kennengelernt.

Und heute, nachdem er zum zweitenmal mit ihr in einem Nobelrestaurant gewesen war, hatte sie sich bereiterklärt, noch mit zu einem Abschiedskaffee in seine gemütliche Junggesellenwohnung zu kommen.

Bill steuerte seinen Chevrolet in die Tiefgarage, stellte den Wagen in der für ihn reservierten Parknische ab und schaltete den Motor aus.

»So, da wären wir«, meinte er überflüssigerweise.

Monica, so hieß das rotblonde Girl mit den kornblumenblauen Augen und der frechen Stupsnase, lächelte wortlos.

Der junge, kräftige Kulturhistoriker sprang aus dem Chevy und öffnete den Schlag auf der anderen Seite. Galant war er dem Mädchen beim Aussteigen behilflich. Die Berührung mit ihrer zarten Haut elektrisierte ihn angenehm.

Wenig später fuhren sie mit dem Lift in die hochgelegene Wohnung

Bills. Der Historiker öffnete und geleitete die Rotblonde in den Living-Room.

»Hier vielleicht?« sagte er und zeigte auf die breite Couch unmittelbar neben dem großen Panoramafenster.

Monica nickte und nahm Platz. Ihr Rock rutschte dabei ein bißchen höher, als es Bills Augen guttat. Nur mühsam riß er seinen Blick von ihren ellenlangen Beinen und der zugehörigen umwerfenden Figur los.

»Ich mache Kaffee«, murmelte er und verschwand in der kleinen Junggesellenküche. Dann ging er daran, das schwarze Gebräu zuzubereiten. Da ihm Kaffee solo doch nicht so ganz als das geeignete Getränk erschien, holte er eine Brandyflasche aus dem Schrank und würzte den Kaffee entsprechend. Anschließend kehrte er mit zwei Tassen in den Living-Room zurück.

Die junge Frau stand am Fenster und blickte hinaus. Bill stellte die Tassen auf den Couchtisch – ganz dicht nebeneinander – und ging ebenfalls zur Panoramascheibe hinüber.

»Ein faszinierender Blick, nicht wahr?« sagte er. »Man kann richtig Angst dabei bekommen.« Wie von ungefähr legte er dabei in Beschützermanier einen Arm um ihre Schulter. Monica nahm es hin, ohne sich dagegen zu wehren.

Bill hatte mit seiner Bemerkung nicht ganz unrecht. Der Blick aus dem Fenster war atemberaubend. Unten lag die Straße wie in einer Schlucht, umgeben von den Wolkenkratzern Manhattans. Die Lichter der Peitschenlampen, der Leuchtreklamen, der fahrenden Autos wirkten wie leuchtende Fanale in diesem Meer aus Beton und Glas.

Man kam sich unendlich klein vor, wenn man in die schwindelnde Tiefe hinabsah.

»Der Kaffee wird kalt«, sagte Bill leise.

Monica nickte und ging zur Couch zurück. Der Historiker folgte ihr auf dem Fuße, setzte sich neben sie. Er hob die Tasse. Im letzten Augenblick verbiß er es sich, ›Prost!‹ zu sagen. Die beiden tranken.

Die Rotblonde sagte nichts von dem Brandygeschmack, hatte offenbar nichts dagegen. Bill frohlockte innerlich. Das Spiel war schon mehr als halb gewonnen. Er lehnte sich zurück und ließ auch sofort wieder vorsichtig seinen Arm ausschwärmen. Er traf auf samthäutiges Entgegenkommen.

In diesem Augenblick schrillte nervtötend das Telefon. Bill traf es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mannhaft bemühte er sich, das teuflische Läuten zu ignorieren, aber es gelang ihm nicht. Der Zauber des Augenblicks war unwiderruflich dahin. Monica sah es wohl ähnlich.

»Das Telefon klingelt, Bill«, sagte sie. Und dazu lächelte sie ein wenig spöttisch. Immerhin hatte Bill die Genugtuung, daß auch ein leichtes Bedauern in ihrer rauchigen Altstimme anklang.

Fest entschlossen, dem unwillkommenen Anrufer zu sagen, was er von ihm hielt, langte er nach dem Hörer.

»Fleming!« knurrte er bösartig.

Die Fernvermittlung war am Apparat. Aber nicht die aus New York, sondern die aus Frankreich.

Bill runzelte die Stirn. Frankreich? Wen kannte er in Frankreich, der die horrenden Kosten eines interkontinentalen Telefonats auf sich nehmen würde? Eigentlich kam nur ein Mensch in Frage. Genauer gesagt, zwei. Sein Freund Zamorra und Nicole Duval.

Während ihm das ›Bitte, warten Sie‹ im Ohr tönte, stellte Bill Spekulationen über den möglichen Grund des Anrufs an. Üblicherweise meldete sich Zamorra nur dann so überraschend, wenn irgendwo Feuer im Busch war.

Dann hatte die Fernvermittlung die Verbindung hergestellt. Nicht Zamorra war in der Leitung, auch nicht Nicole. Bill hörte die Stimme Raffaels. Raffael war der alte Diener Zamorras auf Château de Montagne im romantischen Loire-Tal, ein Mann vom Zuschnitt eines ehrwürdigen englischen Butlers.

»Pardon, Monsieur Fleming«, begann das Faktotum, »Sie werden verstehen, wenn ich sofort zur Sache komme. Die enormen Kosten dieses Telefonats…«

»Natürlich, Raffael.«

»Ich danke Ihnen, Monsieur Fleming«, antwortete Raffael. Und dann wurde er auch gleich konkret: »Es ist etwas passiert. Da gibt es ein Fischerdorf in der Bretagne, St. Briand…«

»Ja«, unterbrach Bill, »ich habe davon gehört. Auch bei uns waren die Zeitungen voll davon. Das verschwundene Dorf! Durch eine massive Nebelbarriere abgeschnitten von der Welt… Ich dachte mir schon, daß sich der Professor dieser Sache annehmen würde. So ist es doch, nicht wahr?«

»Nicht ganz so, wie Sie es sich vorstellen, Monsieur Fleming. Nicht der Professor hat sich des Dorfs angenommen. Es war eher umgekehrt. Zu dem Zeitpunkt, an dem St. Briand verschwand, befanden sich der Professor und Mademoiselle Duval bereits dort. Sie verbrachten im Ort einen kleinen Wochenendurlaub. Und so ist es gekommen…«

»Oh, verstehe!« sagte Bill schnell. »Zamorra und Nicole sind also unfreiwillig von der Angelegenheit betroffen. Sie sind verschwunden wie die anderen Menschen in St. Briand auch.«

»Ja!«

»Verdammt!« Bill war getroffen bis ins Mark. Zamorra war ein guter Freund, der beste, den er besaß. Und Nicole, dieses grazile bildhübsche Mädchen, war ihm genauso ans Herz gewachsen. Zahlreiche gemeinsam erlebte Abenteuer im Kampf gegen die Mächte der Finsternis hatten ein Band zwischen ihnen geknüpft, das fester

kaum sein konnte. Und nun befanden sich die beiden Freunde in einer bösen Klemme, in einer Situation, die nach allem, was er gehört und gelesen hatte, nahezu hoffnungslos erschien.

»Es war gut, daß Sie mich angerufen haben, Raffael«, sagte Bill.

»Ich werde sofort nach Frankreich kommen. Nur fürchte ich, daß ich nicht viel tun kann. Diese Barriere soll absolut undurchdringlich sein.«

»So sagt man«, stimmte Zamorras Diener zu. »Ich sehe jedoch eine kleine Hoffnung. Die Wissenschaftler, die sich mit der Barriere beschäftigen, stehen vor einem Rätsel. Hieraus läßt sich schließen, daß wir es nicht mit einem herkömmlichen Phänomen zu tun haben. Folglich…« Raffael ließ den angefangenen Satz gedankenschwer in der Luft hängen.

Dem Historiker war sofort klar, auf was er hinauswollte. Wenn die herkömmlichen Methoden der Wissenschaft versagten, mußte man dem Problem eben mit anderen Methoden zu Leibe rücken. Mit den Mitteln der Magie also. Nur vergaß Raffael offenbar eins. Er, Bill Fleming, hatte zwar schon so manchen Strauß mit den Figuren der jenseitigen Welt ausgefochten, aber das nutzte gar nichts. Er war selbst Naturwissenschaftler und stand der Magie ohne den Professor ebenso hilflos gegenüber wie jeder andere normale Mensch.

Bill machte Raffael mit seinen Überlegungen vertraut. Der Diener hatte jedoch ein gewichtiges Gegenargument.

»Der Professor hat sein Amulett nicht mit nach St. Briand genommen«, informierte er den Historiker. »Es befindet sich hier auf Château de Montagne.«

Das Amulett! Ja, das war vielleicht eine Chance. Bill wußte aus eigener Erfahrung, was es vollbringen konnte. In dem silberglänzenden Medaillon schlummerten die Kräfte des Lichts, die allein dem Bösen zu trotzen vermochten. Und wenn die Mächte der Finsternis diese unheimliche Nebelbarriere errichtet hatten…

»Ich komme, Raffael«, sagte Bill Fleming. »Ich komme, so schnell es geht.«

»Ich werde auf Sie warten, Monsieur Fleming.«

Langsam legte Bill den Hörer auf die Gabel zurück, tief in Gedanken verloren.

»… noch einen kleinen Drink hätten?« Wie aus weiter Ferne drang die Stimme des Mädchens Monica an sein Ohr.

Bill fuhr regelrecht zusammen. »Wie… einen Drink?« Er blickte auf seine Armbanduhr. In knapp zwei Stunden ging eine Maschine nach Paris. Wenn er sich ein bißchen beeilte, konnte er sie noch erwischen.

Mit einem nur noch, leichtes Bedauern ausdrückendem Blick umfing er die prächtige Figur des Girls. Monica erschien ihm nach wie vor ungeheuer reizvoll, zumal sie zwischenzeitlich die obersten Knöpfe ihrer wohlgefüllten Bluse geöffnet hatte. Aber auch das konnte ihn in

seinem Entschluß nicht wankend machen. Zamorra und Nicole waren wichtiger.

»Sorry, Monica«, sagte er. »Vielleicht ein anderes Mal.«

***

Sie waren zu sechst. Professor Zamorra, Roger Legrand, Monsieur Col, Jean und Rupert Marre, zwei junge Fischer, und Claude Lejeune. Der Viehhändler hatte darauf bestanden, mit von der Partie zu sein. Wahrscheinlich wollte er sich selbst und den anderen beweisen, daß doch alles mit vollkommen natürlichen Ursachen zu erklären war.

Zamorra hatte schnell erkannt, daß die wildnishafte Landschaft um St. Briand mit einem herkömmlichen Pkw nicht durchfahren werden konnte.

Selbst seine Citroën-Limousine, die normalerweise auch in schwierigem Gelände zu Hause war, wäre hier kümmerlich gescheitert.

Zum Glück gab es Fahrzeuge in St. Briand, die den Anforderungen des Bodens gewachsen sein würden: Trecker, mit denen die hauptberuflich als Fischer tätigen Bewohner die umliegenden Felder bewirtschafteten.

Auch die Familie Marre besaß einen solchen Trecker. So war es nur natürlich, daß die beiden Brüder mitfuhren. Rupert Marre, ein schnauzbärtiger junger Bursche mit wettergegerbtem, verschlossenem Gesicht, klemmte sich hinter das Steuer. Zamorra und die anderen stellten sich auf einen Anhänger, mit dem üblicherweise Saatkartoffeln und Blumenkohl transportiert wurden.

Dem Vorschlag des Professors folgend, steuerte Marre den Traktor in Richtung des verschwundenen Nachbarorts La Rosy. Er erwies sich als geschickter Mann, der sehr gut wußte, was er seinem Fahrzeug zumuten konnte und was nicht. Statt der Linienführung der verschwundenen Straße zu folgen, hielt er sich weitgehend an das Meeresufer. Hier war das Gelände ziemlich eben. Die Vegetation schoß in unmittelbarer Wassernähe nicht so wild ins Kraut wie weiter vom Strand entfernt. Die langen, schmalen Blätter des Seegrases, die sich aus der See herausgearbeitet hatten, stellten den Trecker vor keinerlei Probleme.

Das Meer war nicht mehr so ruhig wie am frühen Vormittag. Mittlerweile hatte die Sonne den Zenit überschritten und neigte sich langsam dem Westen zu. Eine frische Brise war aufgekommen und sorgte für leichten Wellengang. Hauchfeine Wasserpartikel wehten den Teilnehmern der Erkundungsfahrt ins Gesicht.

Jean Marre, der mit seinem Bruder leicht zu verwechseln gewesen wäre, wenn er ebenfalls einen Schnauzbart getragen hätte, hob mit ernstem Gesicht den Kopf zum Himmel.

»Das Wetter wird zusehends schlechter«, sagte er. »In zwei, drei Stunden werden wir Sturm haben.«
Auch die anderen blickten nach oben.
»Sieht nicht danach aus«, widersprach Lejeune. »Für mich ist das ein Klassewetter. Kaum eine Wolke zu sehen…«
»Hier noch nicht. Aber sehen Sie dort!« Marre zeigte aufs Meer hinaus. Und tatsächlich hatte der Himmel am fernen Horizont eine unheilverkündende Graufärbung angenommen, die sich wahrscheinlich bald fortpflanzen würde.
»Ein Grund für uns, nicht zu lange wegzubleiben«, meinte Zamorra. »Es ist bestimmt nicht angenehm, in unbekanntem Land von einem Unwetter überrascht zu werden.«
Er beugte sich nach vorne, um Rupert Marre zu fragen, ob er nicht etwas schneller fahren konnte. Der Fischer nickte und legte noch etwas zu. Mit knapp vierzig Stundenkilometern etwa kämpften sich der Trecker und sein schaukelnder Anhänger voran.
Bald erreichten sie die Örtlichkeit, wo eigentlich die Häuser von La Rosy stehen mußten. Marre hielt den Trecker an, und die Männer kletterten aus dem Gemüsewagen.
Sie fanden nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß hier einst eine Siedlung existiert hatte. Von Sanddünen überzogenes Felsgestein zeigte sich in vollkommen jungfräulichem Zustand. Straßen, Häuser, Menschen? Nichts dergleichen.
»Hol's der Teufel!« knurrte der Viehhändler und stampfte mit dem Fuß auf. »Und dabei habe ich hier gestern noch meinen Wagen vollgetankt!«
Roger Legrand lachte anzüglich auf. »Wer weiß, Lejeune, vielleicht haben Sie den Nagel genau auf den Kopf getroffen. Vielleicht hat der Teufel La Rosy geholt.«
Während dieses kurzen Dialogs hatte Professor Zamorra eins der Ferngläser an die Augen gesetzt, die sie aus Armand Desmets Krämerladen mitgenommen hatten. Langsam, ganz langsam ließ er das Glas wandern – über das Meer, über den Strand, weiter landeinwärts…
Col, der ebenfalls ein Fernrohr in Benutzung genommen hatte, kam ihm mit der großen Entdeckung zuvor.
Er stieß Zamorra an. »Sehen Sie mal da, Professor«, sagte er und zeigte nach Nordwesten.
Der Professor hielt das Glas in die angegebene Richtung, drehte an der Einstellung, um ein schärferes Bild zu bekommen.
Und dann sah er, was Col gemeint hatte.
Häuser!
Sie waren noch ziemlich weit entfernt, wirkten wie Spielzeugklötzchen, aber an ihrer Identität bestand dennoch nicht der

geringste Zweifel.
Dies war eine Ansiedlung.
»Na, Professor, was sagen Sie?«
Zamorra blickte dem elegant gekleideten Mann in das wie immer lächelnde Gesicht.
»Vermutlich dasselbe wie Sie«, gab er zurück. »Das sind Häuser. Und wo es Häuser gibt, da gibt es auch Menschen.«
Col grinste. »Keine Dämonen, Professor?«
»Vielleicht auch Dämonen!« erwiderte Zamorra.
Inzwischen hatten die anderen vier bemerkt, daß die beiden eine Entdeckung gemacht haben. Sie traten näher.
»Ist was?« erkundigte sich Lejeune.
Wortlos reichte ihm der Professor das Fernglas. Erwartungsgemäß stieß der Vierschrötige einen lauten Überraschungsruf aus. Ruckartig setzte er das Glas ab.
»Worauf warten wir noch? Fahren wir! Da wird man uns endlich sagen können, was hier gespielt wird.«
Auch Legrand und die Gebrüder Marre informierten sich.
»Schafft Ihr Trecker das, Rupert?« fragte der Professor den jungen Fischer.
Marie machte ein bedenkliches Gesicht. »Weiß nicht. Das sind mindestens zehn Kilometer bis da drüben.«
Er ging zu seinem Traktor hinüber und prüfte den Tankinhalt.
»Wird knapp werden«, verkündete er anschließend. »Schließlich hatten wir nicht vor, eine größere Landpartie zu unternehmen.«
»Schaffen wir es oder schaffen wir es nicht?« schaltete sich Legrand ungeduldig ein. »Wenn nicht, müssen wir zuerst zurück nach St. Briand, um nachzutanken.«
»Das geht nicht. Du weißt, daß die Tankstelle nicht mehr da ist, Roger!«
»Mensch, Rupert! Stell dich doch nicht so schwerfällig an. Dein verdammter Trecker ist nicht das einzige Fahrzeug im Ort. Wir könnten ein paar andere Tanks melken.«
Rupert Marre nickte. »Das könnten wir tun, ja.«
Sein älterer Bruder war dagegen. Wie ein biblischer Prophet, der das auserwählte Volk warnte, zeigte er zum Himmel, wo die Graufront näher herangezogen war.
»Wir würden zu viel Zeit verlieren«, meinte er. »Entweder wir fahren sofort oder heute gar nicht mehr.«
Rupert Marre überlegte kurz, und drehte sich dann zu seinem Trecker um.
»Versuchen wir es«, sagte er und kletterte wieder auf den Fahrersitz. Auch die anderen Männer stiegen wieder in den Gemüsewagen. Marre fuhr los.

Das Fortkommen landeinwärts war weitaus beschwerlicher als die Fahrt längs des Strands. Das Gelände präsentierte sich als unwegsam in höchster Potenz. Erdhügel, Felsbrocken, Pflanzendickichte wechselten einander ab. Marre mußte so manches Hindernis umfahren, konnte jedoch nicht verhindern, daß die Männer im Anhänger durchgeschüttelt wurden wie Goldnuggets in einem Sieb. Der Gemüsewagen tanzte nur so über den Untergrund und drohte mehr als einmal umzukippen. Langsam stieg das Gelände an.

Die fernen Häuser kamen nur ganz gemächlich näher. Die Sichtmöglichkeiten wurden zudem durch eine größere Baumgruppe erschwert, die sich dazwischengeschoben hatte.

Dann, nach mehreren Kilometern, änderte sich der Charakter des Bodens. Er wurde wieder flach, Steine und Erdhügel verschwanden.

Eine ausgedehnte, wild wuchernde Wiesenlandschaft, durchzogen von einzelnen geduckten Baumgruppen, beherrschte jetzt die Szenerie.

Das Erdreich wurde feucht und glitschig. Die typische bretonische Heide begann überraschend nahe am Meeresufer bereits. Zamorra sah mit einer gewissen Besorgnis, wie die großen Hinterräder des Treckers immer tiefer einsackten. Der Boden schien an ihnen zu ziehen wie tausend gierige, saugende Mäuler.

Und dann kam das, was kommen mußte. Der Traktor fuhr sich fest. Zäh drehten sich die Reifen im moorigen Untergrund, fanden keinen festen Halt mehr. Die Motorkräfte des Treckers verpufften ins Leere. Schwarzer Schlamm wurde aufgewühlt und flog den Männern im Anhänger um die Ohren.

Rupert Marre stellte die Maschine ab. Er drehte sich um und sagte:

»Ich habe Sie gewarnt!«

Damit kam er dem Viehhändler gerade recht.

»Was haben Sie?« tobte er mit zornrotem Gesicht. »Von zu wenig Sprit haben Sie gequasselt. Ganz bestimmt nicht davon, daß Sie Ihre Mistkarre in den Dreck kutschieren.«

In gewisser Weise mußte ihm Zamorra recht geben. Was das Malheur besonders ärgerlich machte, war die Tatsache, daß sie von ihrem Ziel jetzt nicht mehr weit entfernt sein konnten. Hinter der nächsten Baumgruppe, den Blicken noch entzogen, mußten die Häuser stehen. Ein, zwei Kilometer weiter, und sie hätten es geschafft gehabt.

Aber solche Überlegungen führten jetzt zu nichts. Die Karre steckte im Dreck – in des Wortes doppelter Bedeutung. Sie mußte schnellstens wieder herausgezogen werden.

Mit energischen Worten unterband er die Streiterei zwischen Lejeune und Rupert Marre, die inzwischen in vollem Gange war.

»Aufhören!« befahl er. »Wir haben jetzt keine Zeit für Kindereien. Versuchen wir, den Trecker wieder flottzumachen.«

»Und wie?« schimpfte der Viehhändler. »Wollen Sie vielleicht

schieben? Bei diesem glitschigen Boden werden wir nur auf die Fresse fallen, sonst gar nichts.«

Zamorra beachtete ihn nicht weiter. Außer Pöbeleien hatte der Mann offenbar nichts zu bieten.

»Wir müssen versuchen, bis zu den Bäumen da drüben zu kommen«, sagte er. »Wenn wir ein paar dünnere Stämme unterlegen, kommt der Trecker wieder frei.«

Niemand hatte eine bessere Idee. Col schien zwar noch etwas sagen zu wollen, unterließ es dann aber doch. Statt dessen lächelte er nur wieder auf seine penetrante Art und Weise.

»Also los!« kommandierte der Professor. »Sonst verlieren wir noch mehr Zeit.« Er begleitete seine Worte mit einem schnellen Blick zum Himmel. Schon standen die ersten Wolken über ihnen. Noch sah es nicht so aus, als ob es jeden Augenblick anfangen könnte, zu regnen, aber allzu lange würde es bestimmt nicht mehr dauern. Auch der Wind von der See her war kräftiger geworden.

Die Männer kletterten aus dem Wagen. Zamorra tat dies schnell, aber behutsam.

Behutsam war nicht Lejeunes starke Seite. Er machte es wie der Elefant im Porzellanladen und sprang einfach nach unten. Die Quittung bekam er sofort. Bis zu den Knien sank er in den morastigen Boden ein.

»Hilfe, ich versinke!« brüllte er angsterfüllt.

Seine Behauptung war jedoch, wahrscheinlich sehr zum Leidwesen mehrerer der anderen Männer, stark übertrieben. Er versank nicht tiefer, was er auch selbst sehr schnell merkte. Die Angst wich wieder aus seinem Gesicht, machte grollendem Ärger Platz. Er fing an, laut und lästerlich zu fluchen. Ein Glück, daß der Dorfgeistliche nicht dabei war. Matteaux wäre wahrscheinlich wirklich im Boden versunken – vor Scham.

Auch der Professor und die anderen vier betraten jetzt den schwankenden Untergrund. Sie konnten nicht vermeiden, ebenfalls einzusinken. Aber da sie sich bemühten, ihr Körpergewicht möglichst gleichmäßig zu verlagern, ging ihnen der Schlamm nur bis zur Mitte des Schienbeins.

Vorsichtig marschierten sie los, dem Waldstück entgegen. Es gluckste und schmatzte unter ihnen, als sie ihre Füße in den Morast eintauchten und wieder herauszogen. Mühsam kämpften sie sich vorwärts, jederzeit darauf gefaßt, an eine Stelle zu kommen, die sich als bodenlos erweisen würde. Mit dem Vorhandensein von solchen Löchern mußte man selbst hier im Vorterrain eines Moors ständig rechnen.

Auf das, was dann aber wirklich geschah, waren sie in keiner Weise gefaßt.

Sie hatten sich der Baumgruppe bis auf etwa fünfzig Meter genähert, als es passierte.

Ganz plötzlich erfüllte lautes, durchdringendes Geschrei die Luft.

Wie aus dem Boden gewachsen tauchten unter den Bäumen Gestalten auf. Zehn, zwölf, fünfzehn, vielleicht sogar noch mehr.

Zamorra und seine Begleiter kamen überhaupt nicht dazu, sich die Gestalten näher zu betrachten. Sie nahmen lediglich wahr, wie die Figuren dort drüben die Arme hochrissen.

Dann näherte sich ihnen der Tod mit rasender Geschwindigkeit.

***

Nach wie vor schlug die Aufregung hohe Wellen in St. Briand. Man spekulierte, stellte die tollsten Vermutungen an, verwarf sie wieder und kam anschließend mit noch verrückteren Gedankenspielereien.

Die Meinung, daß wirklich übersinnliche Kräfte am Werk gewesen waren, setzte sich jedoch immer mehr durch. Nicht nur bei den Einheimischen. Auch bei den Touristen, die schnell gemerkt hatten, daß sie den rätselhaften Phänomenen nicht mit herkömmlichen Denkvorstellungen beikommen konnten. Zudem hatten die eindringlichen, überzeugenden Worte Professor Zamorras viel dazu beigetragen, auch die hartnäckigsten Zweifler schwankend werden zu lassen.

Naturgemäß stand Nicole Duval ziemlich im Mittelpunkt der heftig geführten Diskussionen. Mittlerweile wußte auch der letzte gerade schulpflichtig gewordene Fischerknabe, daß sie zu dem Professor gehörte, der die Welt des Jenseitigen aufs Tapet gebracht hatte. Man bestürmte Nicole mit Fragen, wollte Näheres über Zamorra wissen, über seine Person, seine Arbeit, seine Ansichten.

Sie versuchte, sich dem Kreuzverhör zu entziehen, indem sie ins Hotel zurückkehrte. Aber auch hier hatte die Fragerei kein Ende. Ja, man verlangte sogar von ihr, daß sie an Zamorras Stelle glasklare Erklärungen gab und Lösungen anbot.

Nicole reichte es nun. Schließlich war sie keine Parapsychologin, sondern lediglich die Freundin und Sekretärin eines solchen. Selbst der Professor hatte noch völlig im Dunkeln getappt und war nur auf Vermutungen angewiesen gewesen. Wie sollte sie da in der Lage sein, der Weisheit letzten Schluß zu verkünden? Man verlangte Unmögliches von ihr.

Sie wollte ihre Ruhe haben, wollte endlich Zeit finden, selbst nachzudenken. Hier im Belle-Ile würde ihr das kaum gelingen.

Dieser Überlegung folgend, verließ sie das Hotel wieder. Sie benutzte nicht den offiziellen Eingang zur Straße hin, wo die Leute gestikulierend, lamentierend und argumentierend herumstanden, sondern schlüpfte unauffällig durch den Hinterausgang, der

unmittelbar zum Strand führte.

Durch den Steingarten hinter dem Hotel ging sie bis zum Meeresufer. Hier war sie endlich allein. Allein mit dem Geröll und dem groben Sand des Strandes, allein mit den Möwen, die kreischend über die schaukelnden Wellen flogen.

Möwen aus dem Jahr 1976 oder Möwen, die in dieser so seltsam veränderten Welt zu Hause waren? Sie wußte es nicht, und es spielte im Grunde genommen auch keine Rolle.

Sie ging weiter, wanderte ohne eigentliches Ziel am Meeresufer entlang, so nah, daß die leichte Brandung ihre Füße umspielte. Nicole achtete gar nicht darauf. Ihr Blick glitt über die unruhig gewordene See hinweg, über die Gischtkronen, über die Wellenberge und Täler, die graublau im Licht der Sonne zu tanzen schienen.

War dies das Meer des Jahres 1976 oder gehörte es gleichfalls einer Welt an, die zeitlich und räumlich weit entfernt war von ihrem Heute?

Dann stutzte Nicole plötzlich. Draußen auf dem welligen Teppich des Ozeans erfaßte ihr Blick etwas. Sie kniff ein Auge zu, um besser sehen zu können. Ja, es bestand kein Zweifel.

Schiffe!

Sie waren dem Ufer bereits näher als dem Horizont, konnten mit bloßem Auge recht deutlich ausgemacht werden, wenn sie auch noch reichlich verschwommen wirkten.

Nicole war wie gebannt. Minutenlang stand sie beinahe reglos da, die Augen unverwandt auf die überraschend aufgetauchte Erscheinung gerichtet.

Schiffe, Menschen…

Sie kamen näher und näher, offenbar von einem günstigen Wind getrieben.

Vier Schiffe waren es, seltsame, ungewöhnliche Schiffe. Nicole konnte bereits Einzelheiten erkennen, die sich immer klarer ins Bild schoben.

Lang, schmal und schnittig glitten sie durch die Fluten, mit hochgewölbtem schlankem Bug. Große, quergestellte Segel blähten sich im Wind. Schwarz waren sie, so schwarz wie die Rümpfe der Boote selbst. Aber nicht allein die Segel schienen für Fahrt zu sorgen. Nicole glaubte, Ruderer erkennen zu können, die lange Riemen seitlich ins Wasser tauchten und den Booten zusätzliche Geschwindigkeit verliehen.

Nicole war ein intelligentes, gebildetes Mädchen. Sie kannte derartige Schiffe, hatte sie des öfteren auf Bildern und einmal schon in einem Museum gesehen. Im Jahr 1976 gab es sie nicht mehr, denn sie gehörten bereits seit langem der Geschichte an.

Wikingerboote!

Mein Gott, dachte sie, wo kommen diese Boote her? Schiffe, die im

neunten, zehnten Jahrhundert wie Drachen über die Meere Europas gesegelt waren? Schiffe, die die Küsten mit Blut und Terror überzogen und die Bewohner aller Länder in Angst und Schrecken versetzt hatten?

Die Schreiber von Legenden und romantischen historischen Romanen hatten die Wikinger zu germanischen Recken gemacht, zu Helden, die Tod und Teufel nicht fürchteten. Ritterlichkeit, Edelmut, Tapferkeit – das waren die hehren Tugenden, die man ihnen mit verklärtem Blick angedichtet hatte.

Die offizielle Geschichtsschreibung jedoch wußte es anders.

Damals hatte man die Wikinger die Schlächter aus dem Norden genannt.

Mit banger Erwartung blickte Nicole den schnell heranfliegenden Booten entgegen. Schon konnte sie die drachengeschmückten Vordersteven erkennen. Und sie sah die bärtigen Männer, die an den Rudern saßen.

Sie drehte sich auf dem Absatz um und rannte so schnell sie konnte zum Hotel zurück.

***

»Köpfe runter!« brüllte Professor Zamorra.

Er ließ seinem Kommando im gleichen Sekundenbruchteil die eigene Tat folgen. Blitzartig nahm er den Kopf zwischen die Schultern und warf sich mit einem wahren Tigersatz nach vorne.

Keinen Herzschlag zu früh. Während sein Körper in den Morast der Wiese klatschte, vernahm er ein teuflisches Surren. Ein Hagel von Pfeilen und Speeren jagte wie ein mörderisches Ungewitter über ihn hinweg.

Nicht alle seine Begleiter waren so reaktionsschnell gewesen wie er. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sich mehrere dünnstielige Schäfte in die Brust Rupert Marres bohrten. Er hörte den erstickten gurgelnden Schrei des jungen Fischers. Es war sein letzter Schrei, der Schrei des Todes.

Während Roger Legrand und Jean Marre zeitig genug unten waren, hatten auch Col und der schwergewichtige Viehhändler gezögert.

Lejeune schien einen besonders aufmerksamen Schutzengel zu besitzen. Er hatte mehr Glück als Verstand. Die Geschosse waren an ihm vorbeigezischt wie die Dolche an der Assistentin eines Messerwerfers im Zirkus. Mit einem wilden Angstschrei warf er sich jetzt ebenfalls zu Boden.

Col hatte es voll erwischt. Ein Pfeil war in seinen Bauch gedrungen. Das eingekerbte Ende zitterte hin und her wie eine Feder im Wind. Länger als eine Sekunde stand der elegant gekleidete Mann, dessen Maßanzug auch jetzt noch beinahe makellos aussah, unbeweglich.

Dann griff er mit einer fast lässigen Bewegung nach dem Pfeil, zog ihn aus seinem Körper heraus und warf ihn achtlos zur Seite. Dann endlich ging auch er auf Tauchstation, anscheinend in keiner Weise von dem tückischen Pfeilschuß beeinträchtigt.

Zamorra, lang auf dem schwammigen Wiesengrund ausgestreckt, sah es mit größtem Erstaunen. Er hätte wetten mögen, daß der Pfeil mindestens eine Handbreit in Cols Unterleib eingedrungen war.

Aber das mußte wohl eine optische Täuschung gewesen sein. Ein Mensch mit einer so schweren Verletzung konnte nicht derartig kontrolliert handeln, wie Col es getan hatte. Wahrscheinlich hatte sich die Spitze des Geschosses irgendwo in der Kleidung des Mannes verfangen. An der Gürtelschnalle vielleicht.

Er fand jetzt nicht die Zeit, weiter über das kleine Intermezzo nachzudenken. Die heimtückischen Wegelagerer unter den Bäumen hatten einen zweiten Geschoßhagel vom Stapel gelassen. Diesmal jedoch trug ihr Angriff keine Früchte. Der Professor und seine Begleiter waren in ganzer Körperlänge in den Morast eingesunken, und die dichtstehenden, langen Gräser sorgten für ausreichenden Sichtschutz. Man konnte sie mit Sicherheit von den Bäumen aus nicht sehen. Deswegen war es nicht weiter verwunderlich, daß die Pfeile und Spieße der zweiten Serie harmlos irgendwo in der näheren und weiteren Umgebung niedergingen, ohne den geringsten Schaden anrichten zu können.

Dennoch war die Situation äußerst unerquicklich und gefährlich.

Wenn die unbekannten Angreifer aufhörten, blind in die Gegend zu schießen und statt dessen sorgfältig dorthin zielten, wo sich das Gras bewegte, würde Rupert Marre nicht lange der einzige Tote bleiben.

Lejeune tat sein Bestes, um den Heckenschützen das Ziel leichter zu machen. Wie ein Walroß wälzte er sich im Schlamm, stieß dabei erbitterte Flüche aus.

»Scheißdreck verdammter! Wenn ich eins immer aus tiefster Seele verabscheut habe, dann sind das Moorbäder!« Er spuckte braunes Wasser aus, das ihm in den Mund geraten war.

»Mann, bleiben Sie gefälligst still liegen!« zischte der Professor.

»Sie sind ja schlimmer als eine ganze Herde von Elefanten. Wollen Sie unbedingt so einen Speer in den Leib kriegen?«

Zamorra hatte die Worte kaum gesagt, als sich die Folgen von Lejeunes Unbeherrschtheit auch schon zeigten. Wieder flogen Speere und Pfeile heran. Und diesmal handelte es sich nicht um eine überhastet abgefeuerte Salve. Die Spitzen der hölzernen Waffen bohrten sich in unmittelbarer Nähe der Männer in das Erdreich. Ein kunstlos geschnitzter Speer durchdrang Zamorras Hemdsärmel und drückte seine Hand tief in den Morast.

Das war ein Signal für den Professor. Hier länger liegenzubleiben war

gleichbedeutend mit langsamem Selbstmord. Es mußte etwas geschehen. Und das rasch.

Mit vorsichtigen Bewegungen befreite er seinen Ärmel von dem Holzschaft. Dann tastete er nach dem Schulterholster, in dem er gewohnheitsmäßig seinen Revolver mit sich führte. Er ergriff die Waffe, entsicherte sie und umklammerte sie mit fester Hand. Dabei fühlte er Cols Blicke auf sich ruhen. Ein undefinierbarer Ausdruck lag in ihnen. Und beinahe überraschend lächelte der Mann in diesem Augenblick ausnahmsweise nicht. Anscheinend war auch ihm jetzt klar geworden, daß es wirklich kaum etwas zu lächeln gab.

Zamorra hatte keine Ahnung, wer die Männer waren, die sich hier in diesen Hinterhalt gelegt hatten. Er hatte sie vorhin, als sie so überraschend unter den Bäumen aufgetaucht waren, nur ganz flüchtig gesehen. Gedrungen wirkende Burschen in grauen Wämsern und formlosen Hosen. An einem zweifelte er jedoch nicht: Diese Männer waren niemals Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts. Ihr Aussehen und vor allen Dingen ihre vergleichsweise primitiven Waffen ließen kaum einen anderen Schluß zu.

Dieser Umstand gab ihm eine leichte Hoffnung. Männer, die mit Speeren und Pfeilen kämpften, kannten wahrscheinlich gar keine Feuerwaffen. Vielleicht gelang es, sie mit dem Revolver so einzuschüchtern, daß sie ihre Belagerung aufgaben.

Bemüht, sich nicht vorzeitig zu enttarnen, stemmte sich Zamorra ganz langsam hoch. Besser wäre es gewesen, mit einem schnellen Satz aufzuspringen, ein, zwei Schüsse abzufeuern und anschließend sofort wieder in Deckung zu gehen. Das jedoch war nicht möglich.

Der zähflüssige Morast hing wie ein Zentnergewicht an ihm, ließ keine explosiven Bewegungen zu.

Schließlich hatte er sich so weit aus dem Schlamm gelöst, daß er hochrucken konnte. In Sekundenbruchteilen erfaßte er die Situation.

Da waren die fremden Männer, noch immer unter den Bäumen, gespannte Bögen abwartend in den Händen.

Zamorras Rechte zuckte nach vorne. Er drückte ab. Zweimal blitzschnell hintereinander. Krachend entlud sich der Revolver. Die Schüsse hallten wie das Knallen einer Bullenpeitsche über die Heidelandschaft.

Der Professor nahm sich nicht die Zeit, zu überprüfen, ob er getroffen hatte. Er wollte sich sofort wieder fallen lassen.

Da passierte ihm jedoch ein böses Mißgeschick. Sein linker Fuß rutschte auf dem schlüpfrigen Boden weg. Er geriet ins Straucheln.

Für einen kurzen Augenblick verlor er die Kontrolle über seinen Körper und kam nicht schnell genug wieder nach unten.

Das rächte sich. Drüben schnellten die Pfeile von den Sehnen, fliegende Todesboten, die schneller die Luft durchkreuzten, als er

seine Körperbeherrschung wiedergewinnen und sich in Sicherheit bringen konnte.

Das ist es also, fuhr es Zamorra in einer unmeßbar kurzen Zeitspanne durch den Kopf, das also ist das Ende, der Tod…

Wider Erwarten ereilte ihn das Schicksal dann doch nicht.

Etwas völlig Unerwartetes geschah, etwas das kaum glaubhaft erschien.

Vor dem Professor wuchs plötzlich Col aus dem Morast. Seine Gestalt schoß aus dem Schlamm hoch, als sei dieser kein zähes, zerrendes Hindernis, sondern ein schwereloses Vakuum. Seine Hände wirbelten so schnell hin und her, daß Zamorra mit den Augen gar nicht richtig folgen konnte. Mehr oder weniger sah er nur das Ergebnis von dem, was Col getan hatte: Eine gute Handvoll von Pfeilen, die vor ihm auf dem Boden lagen, entschärft wie Sprengbomben. Der schlanke Mann hatte sie aus der Luft gefangen und abgewehrt.

Einen hielt er sogar noch in der Hand, ließ ihn jetzt aber fallen.

Dann lagen der Professor und Col wieder flach unter den schützenden Gräsern.

Der Professor war kein Mann, dem es so schnell die Sprache verschlug. In diesem Augenblick jedoch wußte er zuerst gar nichts zu sagen. Noch nie in seinem bewegten Leben hatte er einen Menschen derartig schnell, derartig verblüffend handeln sehen. Kein Zauberkünstler der Welt hätte Col das nachmachen können, was er soeben vorgeführt hatte.

»Danke, Monsieur Col!« Zamorra sagte er erst nach einigen Sekunden. »Sie haben mir das Leben gerettet.«

Col wandte den Kopf leicht zurück. Schlamm hatte sich in seinem Gesicht festgesetzt, machte es fast unkenntlich. Dennoch hatte Zamorra keine Schwierigkeiten, das bekannte Lächeln wahrzunehmen, das jetzt wieder seine Mundwinkel umspielte.

»Aber das war doch selbstverständlich, Professor«, antwortete Col beinahe heiter. »Schließlich wird ein Mann wie Sie noch gebraucht.«

Diese Worte gaben dem Professor schwer zu denken. Nicht wegen des Inhalts, mehr wegen des Tons. Deutlich hatte er den Spott herausgehört.

Dieser Col gehörte ohne Frage zu den ungewöhnlichsten Menschen, die er jemals kennengelernt hatte.

Die Blitzaktion Cols hatte nicht nur den Professor aufs äußerste verblüfft. Auch den Belagerern schien der Überraschungsschock in die Glieder gefahren zu sein. Mehr als eine Minute verging, ohne daß ein einziger Pfeil herübergeflogen kam.

Dann aber klang drüben lautes Wutgebrüll auf. Ein wahrer Regen von Geschossen ging über Zamorra und seinen Begleitern nieder.

Aber alle Pfeile – ihren Vorrat am Wurfspeeren hatten die Burschen

offenbar mittlerweile aufgebraucht – waren wieder ziemlich blindlings abgefeuert worden. Kein einziger beschwor Gefahr herauf.

Anschließend jedoch wurde es ernst. Als Zamorra vorsichtig den Kopf anhob, um über die Gräser hinwegblicken zu können, sah er, daß die Männer unter den Bäumen hervorgekommen waren und sich anschickten, nach vorne zu gehen. Anscheinend hatte sie sich jetzt zum Sturmangriff entschlossen.

»Achtung, sie kommen!« warnte der Professor die anderen. »Ich fürchte, wir können uns auf einiges gefaßt machen.«

Seine Hand schloß sich fester um den Griff des Revolvers. Beim erstenmal hatte die Waffe ihre abschreckende Wirkung verfehlt.

Blieb nur zu hoffen, daß sie beim nächsten Einsatz mehr Eindruck schinden würde.

Der Professor kam vorerst nicht dazu, den Revolver überhaupt einzusetzen. Es passierte etwas, das Cols Aktion noch weit in den Schatten stellte.

In ihrem Rücken ertönten auf einmal Laute, die den Atem zum Stocken brachten. Ein furchtbares Geheul wurde hörbar, urtümlich, von bestialischer Wildheit erfüllt, schrecklicher, als man es sich in einem Alptraum vorstellen konnte.

Instinktiv fuhren Zamorra und die anderen mit den Köpfen herum. Die Gefahr, von Mordpfeilen getroffen zu werden, ließen sie in diesem Augenblick völlig außer acht. Ihre Blicke gingen in die Richtung, wo das schauerliche Geheul seinen Ursprung hatte.

Und dann sahen sie es.

Es war ein Tier. Aber was für ein Tier…

Groß wie ein mittleres Einfamilienhaus, wuchtig wie eine lebendig gewordene Dampfwalze, grau wie die Morgendämmerung eines regnerischen Tages.

Ein riesiger Wolf!

In dem klobigen, vorne spitz zulaufenden Schädel saßen Augen, die glühten wie das Höllenfeuer selbst. Aus dem weitaufgerissenen Rachen ragten Zähne hervor, die schärfer und spitzer waren als das Blatt einer Baumfällersäge.

Mit der Geschwindigkeit einer D-Zug-Lok kam das Ungeheuer auf sie zugerannt. Die gewaltigen, krallenbestückten Tatzen wirbelten, brachten mit jedem Ausgreifen mehr als zehn Meter hinter sich.

Aber trotz der augenscheinlichen Schwere des furchterregenden Rumpfes sanken die Tatzen nicht in den schwammigen Boden ein.

Kein Tropfen Wasser spritzte hoch, keine Erd- oder Grasklumpen wurden zur Seite geschleudert. Das Untier schien wie ein Luftkissenfahrzeug über die Wiese hinwegzufliegen.

Noch wenige Sätze, dann war es heran.

Die Männer erwachten aus ihrer vorübergehenden Erstarrung.

Lejeune stieß einen gellenden Entsetzensschrei aus und preßte sein Gesicht in den Wiesengrund. Anscheinend konnte er den schrecklichen Anblick nicht länger ertragen. Jean Marre kauerte sich zusammen wie ein Hund, der Angst vor dem Gewitter hatte. Roger Legrand unternahm verzweifelte Anstrengungen, wegzukriechen, was ihm jedoch nicht gelang. Col tat gar nichts. Mit unbewegter Miene blickte er dem nahenden Inferno entgegen – lächelnd.

Zamorra hingegen handelte. Er riß seinen rechten Arm hoch, zielte ganz kurz und feuerte. Genau in die glosenden, tellergroßen Augen der irrwitzigen Bestie.

Obgleich er sich ganz sicher war, voll ins Schwarze getroffen zu haben, war der Erfolg gleich null. Ebenso gut hätte er versuchen können, mit den Revolverkugeln einen Panzer zum Stehen zu bringen. Ungebrochen jagte das gewaltige Tier heran.

Zum zweitenmal innerhalb weniger Augenblicke sah der Professor sein letztes Stündlein gekommen.

Und zum zweiten Mal ging der bittere Kelch des Todes an ihm vorüber.

Geschwindigkeit setzte die Alptraumgestalt über ihn und seine Weggenossen hinweg. Geifer quoll dabei aus seinem Rachen, tropfte in den Morast, wo er zischend verdampfte. Ein kehlezuschnürender Hauch von Aas und Pestilenz drang Zamorra in die Nase, brachte ihn fast zum Erbrechen.

Das Ungeheuer hatte es nicht auf sie abgesehen gehabt, hatte sie verschont.

Er stürmte ohne Aufenthalt weiter, den bogenbewaffneten Heckenschützen entgegen.

Diese sahen das Unheil kommen. Vielstimmiges Angstgebrüll klang auf.

Das Angstgebrüll war nur zu berechtigt!

Professor Zamorra hatte sich aufgerichtet, konnte genau die furchtbaren Szenen verfolgen, die sich jetzt dort drüben abspielten.

Die Männer in den grauen Wämsern hatten ihre Bögen erhoben und auf die heranstürmende Bestie angelegt. Die Pfeile surrten von den Sehnen, und wohl jeder einzelne von ihnen traf. Aber damit erreichten die Männer nicht das geringste. Im Vergleich zu dem riesigen Wolf waren die Pfeile nicht mehr als Zahnstocher, völlig wirkungslos, beinahe lächerlich.

Dann war das Untier unter den Männern. Und diesmal hetzte es nicht weiter, diesmal verschonte es die Menschen nicht.

Die mächtigen Tatzen mit den nadelspitzen Krallen zuckten vor wie Schlangenköpfe, unheimlich schnell und ohne jedes Erbarmen.

Einige der Männer wurden, wie von ungeheuren Keulenhieben getroffen, zur Seite geschleudert, wo sie reglos liegenblieben. Andere

wurden von den Pranken hochgerissen und starben.
Nach wenigen Sekunden nur war alles vorbei.
Das schreckliche, mordgierige Wüten war beendet. Die alptraumhafte Bestie fand kein Opfer mehr.
Animalisches Triumphgeheul entrang sich der blutrünstigen Kehle des Riesenwolfs, der sich dabei auf den Hinterpratzen niedergelassen hatte und den hochgereckten Schädel dem Himmel zudrehte.
Dem Professor lief es eiskalt den Rücken hinunter. Diese Siegespose erschien ihm beinahe noch grauenhafter als die schaurige Blutorgie selbst.
Kurz darauf war der gestaltgewordene Horror wieder auf allen vieren. Er drehte sich um, richtete seine riesigen, feurig glänzenden Augen auf Zamorra und seine Begleiter. Aus dem Stand machte er einen gewaltigen Satz nach vorne, kam wieder zurück.
Das Adrenalin schoß in Zamorras Blutbahnen. Würde das Untier jetzt nachholen, was es gerade versäumt hatte? Würde es seine Blutgier jetzt auch an ihnen stillen wollen?
Er wußte, daß er in diesem Fall keine Chance haben würde. Längst war er sich darüber klar geworden, daß die Bestie nicht in die normale Welt gehörte. Sie war ein Geschöpf des Bösen, ein Geschöpf aus der Dimension der Finsternis. Seine Vermutung, daß Dämonen im Spiel waren, hatte seine endgültige Bestätigung gefunden.
Der unheimliche Wolf war jetzt fast heran. In dem Bewußtsein, absolut machtlos gegen eine Attacke zu sein, schloß der Professor die Augen. Ohne sein Amulett…
Wieder drang der Pesthauch der Hölle auf ihn ein. Und wieder zischte es, als der Geifer des Unholds in den Morast tropfte. Mehr jedoch geschah nicht. Abermals hatte ihnen der Höllenwolf nichts zuleide getan.
Als Zamorra zwei Sekunden später die Augen wieder öffnete, war die Bestie verschwunden.
Aber nicht allein!
Auch Monsieur Col war nicht mehr da.

***

Sie waren viel schneller heran als erwartet. Torpedos gleich schossen sie über die Wellen. Die Segel waren längst gefallen. Peitschende Ruderschläge trieben die Drachenboote unaufhaltsam dem Ufer entgegen.
Den Leuten von St. Briand war praktisch keine Zeit geblieben, sich auf die Ankunft der Fremden vorzubereiten.
Nur wenigen Minuten waren seit Nicole Duvals Alarm vergangen, und die hatten bei weitem nicht ausgereicht.
Wikinger…

Es war unfaßbar, aber allem Anschein nach wahr.
Das Gespenst der Angst ging um in St. Briand.
Nervös blickten Einheimische und Touristen den Ankömmlingen entgegen. Nicht aus allernächster Nähe, sondern in einigem Abstand von der Uferlinie. Sie hielten sich fast alle in den zum Strand hin gelegenen Räumen des Hotels Belle-Ile und der benachbarten Häuser auf und starrten aus den Fenstern.
Und dann war es so weit.
Die Boote landeten. Offensichtlich hatten sie kaum Tiefgang, bestimmt nicht mehr als einen Meter. Sie kamen bis auf wenige Meter an den Strand heran, denn erst dort liefen die Kiele auf Grund.
Die schlimmsten Befürchtungen schienen sich in vollem Umfang zu bestätigen.
Die vier schwarzen Schiffe waren noch nicht einmal zur Ruhe gekommen, als sie schon heraussprangen und durch das knietiefe Wasser an Land wateten.
Eine beinahe unübersehbare Schar war es. Sie quollen regelrecht aus den Booten hervor, wurden mehr und mehr. Hunderte von Männern…
Furchterregende, wüst aussehende Gesellen. Groß, breit wie Kleiderschränke, mit überwiegend rotblonden Mähnen und Bärten. Helle Augen, in denen die ungestüme Wildheit funkelte. Sie trugen enganliegende Hosen und leuchtende wamsartige Kittel.
Und sie alle waren bis an die Zähne bewaffnet. Schwerter mit spitz zulaufenden, zweischneidigen Klingen… langschäftige Streitäxte, deren Schneiden nach unten gezogen waren … Lanzen, Messer, Bogenwaffen …
Einige von ihnen trugen Lederhelme und runde, etwa metergroße Schilde, die ebenfalls mit Leder bespannt waren.
Wie eine Herde rasender Rinder stürmten sie den Strand hoch, den Häusern entgegen. Dabei brüllten sie auch wie die Stiere – Kampfgeschrei, das das Blut in den Adern gerinnen ließ. Begleitet wurde das kaum noch menschlich zu nennende Gebrüll von schauerlichen, blechernen Tönen, die irgendeinem Blasinstrument, einer Lure wahrscheinlich, entlockt wurden.
Einer der Rotbärtigen schwang eine große Fahne. Roter, züngelnder Drache auf weißem Grund.
Die wilde Horde erreichte die hinteren Eingänge der ersten Häuser.

***

Nicole war eine der ersten, die mit unumstößlicher Sicherheit erkannte, was die Uhr geschlagen halte.
Die Schlächter aus dem Norden!
Ja, es gab für sie keinen Zweifel. Als sie wie die reißenden Raubtiere aus ihren Drachenbooten gesprungen waren, offenbarten sich ihre

Absichten von selbst. Sie waren gekommen, um Tod und Verderben zu bringen. Genau wie sie es damals zur Zeit des Frankenreichs getan hatten, als sie wie Berserker über die Gestade Mitteleuropas hereinbrachen, mordeten, schändeten, rauchten und brandschatzten.

Damals?

Vielleicht, ja wahrscheinlich sogar, war das Damals längst zum Heute geworden. Wahrscheinlich hatte die unbekannte dämonische Macht ganz St. Briand in die Zeit des neunten oder zehnten Jahrhunderts versetzt.

Nicole nahm sich nicht die Zeit, weiter über das Wann und Wie nachzudenken. Sie mußte raus aus dem Frühstücksraum, von dem aus sie die Ankunft der Wikingerhorde beobachtet hatte, raus aus diesem Haus, das binnen kurzem zur tödlichen Falle werden würde.

Fast alle anderen Hotelgäste und das Personal befanden sich ebenfalls im Frühstücksraum. Dazu eine Reihe von Einheimischen. Die meisten standen wie gebannt, wie gelähmt. Sie konnten immer noch nicht richtig fassen, was sich hier anbahnte.

Zamorras Freundin wollte gerade zur Tür laufen, als es auch schon losging.

Die Fenster des Zimmers gingen klirrend zu Bruch. Pfeile, Lanzen und geschleuderte Steine hatten die Scheiben zerschmettert. Sofort danach tauchten die ersten blonden Schlächter vor den zerstörten Fenstern auf.

Der Frühstücksraum lag im Hochparterre. Das störte die Männer dort draußen jedoch in keiner Weise. So wie sie wahrscheinlich andere Schiffe enterten, schwangen sie sich gewandt und kraftvoll auf die Brüstungen, schickten sich an, einzudringen. Ihre bärtigen Gesichter waren Spiegelbilder des Blutrauschs und der blanken Mordlust.

Die Lähmung fiel ab von den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Entsetzt schrien sie auf und wichen zurück.

Einige handelten jedoch auch.

Alain Leduc, der Hotelier, war Soldat im zweiten Weltkrieg gewesen. Danach aktives Mitglied der Resistance. Wie viele Franzosen hatte auch er in der anschließenden Friedenszeit nicht alle Waffen abgegeben. Eine Armeepistole war in seinem Besitz geblieben, ein Erinnerungsstück, das er in all den Jahren sorgfältig gepflegt und instandgehalten hatte.

Jetzt aktivierte Leduc die Pistole wieder. Als der erste Wikinger brüllend und eine gewaltige Art schwingend, in den Raum sprang, legte er an und zielte sorgfältig. Dann drückte er entschlossen ab.

Leduc hatte seit der alten Zeit noch nichts verlernt. Er traf genau.

Der Rotbärtige schrie auf. Fassungslosigkeit trat in sein kantiges Gesicht, als seine Augen auf die rauchende Pistolenmündung fielen.

Mit diesem Ausdruck des Nichtverstehens starb er auch. Schwer

stürzte sein Körper zu Boden.

Der Hotelier wandte sich dem nächsten Eindringling zu. Schon legte er wieder an. Aber er kam nicht mehr dazu, abzudrücken. Die anderen Wikinger, die bereits im Raum standen, reagierten verblüffend schnell. Einer von ihnen warf sich mit einem Panthersatz von der Seite her auf Leduc, riß ihn von den Füßen. Ein zweiter eilte herbei und hieb mit seinem Schwert zu. Leduc starb.

Leduc war jedoch nicht der einzige, der Widerstand zu leisten versuchte.

Einer der Touristen hatte ebenfalls eine Pistole gezückt. Und er zögerte nicht, davon Gebrauch zu machen. Mehrere Schüsse peitschten auf.

Und dann waren da auch noch zwei junge Einheimische, Sie hatten schwere Fischermesser hervorgeholt und stürzten sich damit mutig auf die Mordgesellen.

Die Gegenwehr, so heroisch sie auch war, nutzte jedoch nicht viel.

Die Übermacht der Piraten, die bewaffnete Übermacht, war zu groß.

Ein paar von ihnen fielen, von Pistolenkugeln und Messerstichen getroffen, die anderen hingegen machten mit den Verteidigern kurzen Prozeß. Mörderische Axthiebe und Schwertstreiche brachten ihnen den schnellen, blutigen Tod.

Die überwiegende Mehrheit der Hotelbewohner zeigte sich völlig hilflos. Gewalt – das war etwas, das sie nur aus Kino und Fernsehen kannte. Der unmittelbaren Konfrontation mit der nackten Brutalität waren sie nicht gewachsen. Ihre Reflexe waren nur auf eins ausgerichtet: Flucht.

Panikerfüllt und schreiend drängten sie zur Tür – die meisten von ihnen. Einige wenige versuchten, die Herzen der Mörder durch Bitten und Flehen zu erweichen.

Vergebens!

Die rotblonden Wikinger waren Männer ohne Gnade, Männer, die das Wort Mitleid nicht kannten.

Blindlings hieben sie mit ihren Äxten und Schwertern auf die Wehrlosen ein.

Allein bei jungen Mädchen und gutaussehenden jüngeren Frauen machten die Nordmänner Ausnahmen. Diese töteten sie nicht, sondern schlugen sie nur bewußtlos. Ganz offenbar waren die Mädchen für ein besonderes Schicksal auserkoren.

Nur wenigen Hotelgästen gelang es, durch die Tür in die Empfangshalle zu entkommen. Nicole, die sich bei Beginn des blutigen Gemetzels der Tür bereits am weitesten genähert hatte, war unter ihnen.

Sie lief wie von Furien gehetzt, denn es war nicht daran zu zweifeln, daß sich die Mörder schnellstens an ihre Fersen heften würden.

Unmittelbar hinter ihr rannte eine andere junge Frau. Lucille, die blonde Serviererin. Sie hörte das verzweifelte Schluchzen des Mädchens.

Nicole schlug das Herz bis zum Hals, als sie die Drehtür erreichte, die hinaus auf die Straße führte. Gehetzt blickte sie sich um. Noch war keiner der Mörder in Sicht. Auch von den anderen Hotelgästen war nichts mehr zu sehen. Diese hatten sich wahrscheinlich irgendwo im Haus versteckt. Nur die Serviererin schien das gleiche Ziel zu haben wie sie selbst.

Ziel? Nein, mit Sicherheit hatte die Blondine kein Ziel. Die Panik saß ihr im Nacken. Sie lief einfach weg von dem Grauen, das sie in ihrem Rücken spürte.

Nicole verschenkte eine kostbare Sekunde, um das Mädchen aufschließen zu lassen.

»Kommen Sie, Lucille!« rief sie.

Die Serviererin war jetzt heran.

»Wohin, Mademoiselle?« fragte sie mit zitternder Stimme, die nicht weit von der Hysterie entfernt war. »Wohin sollen wir denn nur laufen?«

»Ich habe eine Idee«, sagte Nicole und zog das Mädchen mit sich in das Gehäuse der Drehtür. »Wir können versuchen, mit dem Auto zu fliehen. Das Gelände rings um St. Briand ist zwar unwegsam, aber ich denke, daß zwei, drei Kilometer schon genügen könnten.«

»Die Mörder werden uns verfolgen«, wimmerte Lucille.

»Nicht unbedingt. Die Wikinger waren für Blitzaktionen bekannt. Unvermutet auftauchen, morden und rauben, wieder verschwinden… Langwierige Verfolgungsjagden ins Landesinnere standen selten auf ihrem Programm. Sie zogen sich meist so schnell wie möglich wieder auf ihre Schiffe zurück.«

Die beiden Mädchen traten auf die Straße. Hoffentlich war es noch nicht zu spät. Hoffentlich waren die Mordbrenner hier noch nicht gegenwärtig.

Sie waren schon da. Ihr wildes Kampfgebrüll ausstoßend, machten sie Jagd auf Dorfbewohner, mordeten sie mit ihren Schwertern und Äxten, schossen den Fliehenden Pfeile in den Rücken. Andere drangen johlend in die Häuser auf der anderen Straßenseite ein.

Nicole war nicht die einzige, die daran gedacht hatte, mit dem Wagen zu fliehen. Sie sah, wie zwei Männer gerade in einen Peugeot stürzten, sah eine Ente, die bereits angefahren war. Die Nordmänner, die die aus eigener Kraft rollenden Wagen sahen, machten höchst erstaunte Mienen. Kraftfahrzeuge gehörten nicht zu ihrem Erfahrungsschatz.

»Schnell!« zischte Nicole.

Mehrere der Piraten hatten sie und die Serviererin bereits gesehen.

Ein Bogen wurde auf sie angelegt, dann aber wieder gesenkt. Dem Schützen war wohl eingefallen, daß es für junge Frauen eine bessere Verwendung gab als den Tod. Der Kerl setzte sich in Bewegung, kam gemeinsam mit ein paar Kumpanen angerannt.

Es ging um Sekunden. Der Citroën stand nur etwa zehn Meter vom Hoteleingang entfernt.

Nicole sprintete los, gefolgt von der Blondine. Nie in ihrem Leben war sie so schnell gelaufen. Im Rekordtempo erreichte sie die schwarze Limousine.

Schon vorher hatte sie den Schlüssel hervorgekramt. Jetzt steckte sie ihn mit leicht zitternden Fingern ins Schloß. Knackend sprang die Verriegelung auf. In Windeseile öffnete sie die Tür.

»Los, rein, Lucille!« wies sie das Mädchen an.

Die drei Wikinger, die es auf sie abgesehen hatten, brauchten jetzt nur noch wenige Meter zurückzulegen. Dann konnten sie ihre Mordhände nach Nicole ausstrecken.

Lucille hatte schnell geschaltet und sich regelrecht in die Limousine hineingeworfen. Sofort rutschte sie weiter auf den Beifahrersitz.

Nicole sprang ebenfalls in den Wagen, knallte die Tür hinter sich zu und verriegelte sie von innen.

Sie hätte es keine halbe Sekunde später tun dürfen. Schon waren die drei Nordmänner zur Stelle. Sie mochten zwar nicht wissen, was ein Auto war, aber sie besaßen eine schnelle Auffassungsgabe. Einer von ihnen streckte die Hand aus und riß am Türgriff. Durch die geschlossene Scheibe hörten die beiden Mädchen seinen Wutschrei, als er erkannte, daß die Tür dennoch geschlossen blieb.

Nicole rammte den Schlüssel ins Zündschloß, drehte ihn herum.

Der Motor kam sofort.

Aber noch hatten sie es nicht geschafft. Die Wikinger ließen sich durch das für sie sicherlich unheimliche Brummen der Maschine nicht irritieren. Und sie waren nicht gewillt, ihre Beute entkommen zu lassen.

Ein Axthieb zerschmetterte die Seitenscheibe. Scherben rieselten auf Nicole herab. Schon fuhr eine schwielige Hand durch die Öffnung und packte Nicole brutal am Hals. Eine rauhe Männerstimme sagte etwas zu ihr, was sie natürlich nicht verstand.

Inzwischen hatte sie den Wählhebel in die Fahrt-Position gebracht und den Fuß auf das Gaspedal gesetzt.

Der Citroën machte einen Satz nach vorne. Die würgende Hand an ihrem Hals wurde zurückgerissen, nahm dabei einen Teil ihrer Bluse mit. Nicole ignorierte es ebenso wie den Schmerz im Nacken, wo ein Fingernagel des Kerls offenbar eine blutende Schramme hinterlassen hatte.

Noch immer gaben die Piraten nicht auf. Im Rückspiegel sah Nicole,

wie ein anderer der drei die rechte Hand hochriß, über den Kopf wirbelte und dann vorne zucken ließ. Eine blitzende Axt, mit enormer Kraft geschleudert, flog hinter dem davonfahrenden Wagen her.

Und sie traf. Wieder klirrte es nervtötend, als auch die Heckscheibe zu Bruch ging. Die Durchschlagskraft des Mordinstruments wurde dadurch jedoch entscheidend abgemeldet. Harmlos fiel die Streitaxt auf den Hintersitzt.

Dann hatte der Citroën genug Geschwindigkeit gewonnen, um vor den drei hartnäckigen Mordbuben sicher zu sein.

Vor diesen, nicht jedoch vor anderen!

Als Nicole, die in den letzten paar Sekunden nur den Rückspiegel im Auge behalten hatte, wieder durch die Frontscheibe blickte, sah sie eine ganze Phalanx von Schwert- und Axtträgern auf der Straße stehen. Furchtlos erwarteten sie das schnell näherkommende Fahrzeug.

»Mademoiselle!« schrie Lucille angstvoll auf. Sie hatte die neuerliche Gefahr ebenfalls erkannt.

»Keine Bange«, sagte Nicole beruhigend. »Denen werden wir es zeigen. Wenn die meinen, daß ein Auto nur ein Pferd auf Rädern ist, werden sie sich wundern.«

Sie trat das Gaspedal voll durch. Der Citroën reagierte wie bestellt, schoß regelrecht nach vorne.

»So, wenn sie jetzt nicht zur Seite spritzen, dann weiß ich es nicht!« verkündete Nicole und steuerte genau auf die Nordmänner zu, die wie eherne Wächter dastanden.

Sie dachten nicht daran, zur Seite zu spritzen. Als der Citroën nur noch wenige Meter von ihnen entfernt war, wichen sie so gewandt aus wie der Torero dem Stier. Dann führten sie den blitzschnellen Gegenschlag.

Wuchtige Schwert- und Axthiebe krachten gegen die Limousine.

Das Blech vibrierte wie ein Gong, und die Windschutzscheibe splitterte. Sie flog jedoch nicht aus dem Rahmen.

Dieser Umstand wurde Nicole zum Verhängnis. Sie sah nichts mehr. Da war vor ihren Augen nur noch ein dichter Vorhang von unzähligen Glaskristallen, ein undurchsichtiges Netz von gebrochenen Linien.

Sie merkte, daß der Wagen ins Schleudern geraten war, konnte jedoch nichts Kontrolliertes tun, um ihn abzufangen. Sie wußte nicht, in welche Richtung er ausbrach, denn sie war quasi blind.

Dann kam das schnelle Ende.

Der Citroën krachte hart gegen eine Hauswand, gegen eine Laterne oder gegen ein sonstiges Hindernis. Nicole hatte das Gefühl, von einer Riesenfaust erfaßt zu werden, die sie durch die jetzt doch aus dem Rahmen gesprungenen Frontscheibe riß und auf die Straße schleuderte. Mit Schmerzen in allen Gliedern blieb sie bewegungslos

liegen.
Aber sie verlor das Bewußtsein nicht. Benommen auf dem Rücken liegend, konnte sie den Himmel sehen.
Dann schob sich ein Gesicht in ihr Blickfeld.
Im ersten Moment wollte sie die Augen schließen. Auf das triumphierende Leuchten in den Pupillen eines Rotbärtigen konnte sie verzichten.
Sie schloß die Augen dann aber doch nicht, denn das Gesicht, das sich über sie beugte, war nicht das eines Wikingers.
Es war das Gesicht Monsieur Cols.
Der Mann lächelte sein gewohntes, ironisches Lächeln – trotz des Blutes, das überall in St. Briand geflossen war und weiter floß, trotz der Todesschreie der Menschen, die aus den Häusern gellten.
Col! dachte Nicole. Wo Col war, da konnte auch Zamorra nicht weit sein. Anscheinend waren der Chef und seine Begleiter von ihrer Exkursion zurückgekehrt…
Ein zweites Gesicht schob sich neben das des lächelnden Mannes.
Das Entsetzen trat in Nicoles Augen.
Dieser zweite Mann war nicht der Professor. Es war ein Wikinger.
Ein besonders imposantes Exemplar seiner gewalttätigen Rasse.
Breiter, wuchtiger Schädel mit gewalttätigem, flammendrotem Bart.
Blitzende, stahlblaue Augen richteten sich auf Nicole. Der Nordmann öffnete den Mund, ließ eine polternde Lache ertönen.
Und dann – Nicole wollte es gar nicht glauben – antwortete Col. In derselben Sprache wie der Rotbärtige.
Beide Männer lachten.

***

Im Morgengrauen landete die Maschine der TWA, mit der Bill Fleming aus New York gekommen war, auf dem Pariser Flughafen Orly. Der Zeitvorsprung, den der amerikanische Osten gegenüber Mitteleuropa besaß, wirkte sich sehr vorteilhaft aus. Bill hatte sechs Stunden gewonnen.
Dennoch brannte ihm die Zeit auf den Nägeln. Ungeduldig ließ er die Paßformalitäten und die Zollabfertigung über sich ergehen. Als er dann endlich mit seinem Koffer durch die Sperre war, eilte er sofort zum Büro der Firma Hertz und nahm sich einen Mietwagen.
Wenig später fuhr er mit dem Citroën-Simca los – Richtung Loire-Tal.
Normalerweise wurde er, wenn er nach Frankreich kam, von Zamorra oder Nicole am Flughafen abgeholt. Deshalb kannte er die Strecke recht gut. In gut zwei Stunden hatte er den Wohnsitz der beiden Freunde erreicht.
Der Anblick von Château de Montagne faszinierte ihn immer wieder. Das Schloß lag etwas abseits von einem kleinen Dorf, auf einem

Hügel, der ringsum von Bäumen umgeben war. Der Wind rauschte in den Wipfeln wie ein im Hintergrund spielendes Sinfonieorchester. Das Château war alt, sehr alt sogar, wenn auch modernisiert und auf neuzeitlichen Wohnkomfort zugeschnitten. Dennoch hatte es nichts von seinem etwas düsteren, romantischen Zauber verloren.

Der Historiker nahm sich jetzt jedoch nicht die Muße, die Atmosphäre auf sich einwirken zu lassen. Er hatte keine Zeit zu verlieren.

Raffael Bois empfing ihn am großen Eingangsportal. Er freute sich sichtlich Bill begrüßen zu können. Die Freude wurde jedoch deutlich von der Sorge überschattet, die sich in seinem Gesicht abzeichnete.

Raffael war ein treuer, ergebener Diener. Das ungewisse Schicksal Zamorras und Nicoles ging ihm schwer an die Nieren.

»Monsieur Fleming, wie gut daß Sie da sind!«

Bill erwiderte den Gruße des Butlers, wurde jedoch schnell sachlich. Er erklärte sich gerade noch bereit, einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen, dann wollte er gleich wieder aufbrechen.

Bois verstand das. Er bat den Amerikaner ins Studio und übergab ihm sofort die Schatulle mit Zamorras Amulett. Während der Diener den Imbiß zubereitete, betrachtete Bill den magischen Talisman.

Es hing an einem dünnen Kettchen und war aus purem Silber. Im Mittelpunkt erkannte Bill den Drudenfuß, den fünfstrahligen magischen Stern. Ein dünnes Band umgab das Zentrum, in das die zwölf Tierkreiszeichen eingelassen waren. Dann gab es noch den äußeren Ring, der zahllose zauberträchtige Symbole zeigte. Die Bedeutung der Zeichen war Bill nicht bekannt. Er wußte lediglich, daß sie auf die Nähe böser Mächte reagierten. Dann erwachte die in ihnen schlummernde Macht des Lichts. Das ganze Amulett erwärmte sich und fing an zu strahlen. Je stärker sich die finsteren Kräfte manifestierten, desto heller strahlte es, desto mehr erwärmte es sich. Und es war in der Lage, den Amuletträger zu schützen und gegebenenfalls die Macht des Bösen zu brechen.

Bill steckte den Talisman in seine Rocktasche. Ihn sich um den Hals zu hängen, wäre ihm wie Hochstapelei vorgekommen. Dieses Vorrecht hatte allein Professor Zamorra, der rechtmäßige Eigentümer des Amuletts.

Wenig später war Raffael wieder zur Stelle. Er servierte dem Historiker Crepes mit Meeresfrüchten. Dazu einen Pokal köstlichen Landweins. Der Imbiß tat Bill gut, zumal Bois wieder einmal bewiesen hatte, daß er ein wahrer Hexenmeister der Kochkunst war.

Anschließend rüstete er zu schnellem Aufbruch.

»Ich hoffe, Sie kommen bald wieder«, sagte Raffael zum Abschied.

»Mit dem Professor und Mademoiselle Duval!«

Bill hoffte es auch. »Ich werde mein Bestes tun, Raffael«, versprach

er. Dann verließ er Château de Montagne.

Die gut vierhundert Kilometer lange Fahrt nach St. Briand schlauchte ihn sehr. Es gab keine Autobahn, und so war er gezwungen, sein Ziel über normale Landstraßen anzusteuern. Das kostete Körper- und Nervenkräfte. Besonders letztere. Bill war das Verkehrschaos von Manhattan gewohnt, das wirklich niemand als Zuckerschlecken hinstellen konnte. Aber alles, was sich zwischen Hudson und East River tat, war nicht vergleichbar mit dem Kavaliersstil, den die französischen Autofahrer an den Tag legten. Speziell die Lastwagenfahrer, von denen es auf der Straße nur so wimmelte.

Es war bereits Abend, als Bill La Rosy erreichte, das letzte Dorf vor St. Briand. Obgleich er inzwischen einen rechtschaffenen Hunger entwickelt hatte, widerstand er der Versuchung, einen der offenbar stark frequentierten Gasthöfe im Ort aufzusuchen. Zuerst wollte er sich an Ort und Stelle von der Realität der geheimnisvollen Nebelbarriere überzeugen.

Demgemäß durchfuhr er La Rosy und lenkte seinen Leihwagen auf die Landstraße, die unmittelbar nach St. Briand führte.

Weit kam er jedoch nicht. Schon einen knappen Kilometer hinter La Rosy wurde er gestoppt. Polizei mit Blaulicht und leuchtenden Haltekellen.

Bill hielt an und kurbelte die Scheibe nach unten.

Ein Polizist steckte seinen Kopf ins Innere des Fahrzeugs.

»Passierschein!« forderte er ultimativ.

Der Amerikaner erklärte, daß er ein solches Papier nicht besitze.

»Dann können Sie hier nicht weiterfahren«, erklärte ihm der Beamte klipp und klar, in ausgesprochen barschem Tonfall.

Nach mehr als zwölf Stunden Autofahrt war Bill gerade in der richtigen Stimmung, sich abwimmeln zu lassen.

»Hören Sie, Monsieur«, sagte er laut in seinem fast akzentfreien Französisch, »ich muß mir diese Barriere ansehen! Da sind Freunde von mir eingeschlossen.«

Der Polizist grinste beinahe bösartig. »Den Trick kenne ich, Freundchen. Also kehren Sie schon um!«

Bill wollte weiter mit dem Mann argumentieren, aber der hatte sich bereits abgewandt und hörte gar nicht mehr zu. Der Amerikaner unterdrückte den Impuls, auszusteigen und ihm eine Maulschelle zu verpassen. Er ließ den Wagen ein paar Meter vorrollen, so daß er wieder auf gleiche Höhe mit dem Beamten kam. Der Mann ahndete dieses Tun damit, daß er demonstrativ seine Hand auf die Pistolentasche legte. Damit er nicht auf falsche Gedanken kam, bremste Bill wieder.

»Sagen Sie mir wenigstens, wo ich so einen verdammten Passierschein kriegen kann«, rief er aus dem Fenster.

»La Rosy!« knurrte der Hüter des Gesetzes dreisilbig, ließ dabei jedoch die Hand nach wie vor auf der Pistolentasche ruhen.

Zähneknirschend setzte Bill zurück und vollführte das geforderte Wendemanöver. Dann fuhr er zurück in die Ortschaft.

Er hielt vor dem nächstbesten Gasthof. Hier würde man ihm sicherlich Näheres sagen können.

Man konnte. Bill wurde an das Hotel ›Louis XIV‹ verwiesen. Dort sollte es Passierscheine geben.

»Theoretisch, aber nicht praktisch«, sagte der Einheimische, den er angesprochen hatte. »Ich würde mir da nicht allzu viel Hoffnung machen, Monsieur. Ganz La Rosy wimmelte von Leuten, die auch einen haben wollen.«

Bill ließ sich durch diese frustrierenden Worte nicht entmutigen.

Er fuhr zu dem genannten Hotel, bei dem es sich auch nur um einen Gasthof handelte. Um einen ziemlich großen allerdings.

Als Bill das Lokal betrat, stand er gleich im Schankraum. Der Laden war so voll, als würde Gratiswein ausgeschenkt. Nahezu sämtliche Stühle an den kleinen Holztischen waren besetzt. Bill merkte sofort, daß es sich weitgehend um Leute handelte, die nicht in La Rosy wohnten. Kleidung und Sprache ließen das deutlich erkennen. Er konnte englische, amerikanische, deutsche Laute aus dem Stimmengewirr herausfiltern. Den meisten konnte man ihre Profession an der Nasenspitze ablesen: Reporter.

Bill verstand jetzt auch, was der Polizist mit dem Satz ›Den Trick kenne ich‹, gemeint hatte. Gott, dachte er, wenn die alle einen Passierschein haben wollen…

Er ging zu dem flachen Tresen hinüber, an dem ein dicker Mann und mehrere jüngere Frauen alle Hände voll zu tun hatten. Der Dicke blickte auf, als ihn der Amerikaner ansprach und sich nach der Passierscheinausgabe erkundigte.

Ein fetter Daumen wies auf eine geschlossene Holztür im Hintergrund des Raums.

Bill bedankte sich und marschierte auf die Tür zu. Eine ganze Reihe von Augenpaaren begleiteten seinen Weg. Mehrere der Männer grinsten.

An der Tür hing ein Schild: Einsatzleitung. Bill klopfte an und trat nach einem knappen ›Herein‹ ein.

Der Raum, sonst wohl ein Hinterzimmer für geschlossene Gesellschaften, wurde von mehreren Uniformierten bevölkert. Angehörigen des Militärs, nicht der Polizei, wie Bill feststellte. Sie saßen an zusammengerückten Tischen, die über und über mit Papieren, Plänen und Karten bedeckt waren. St. Bürokratius hatte hier voll zugeschlagen.

Bill trat näher.

Ein Mann mit zackigem Haarschnitt auf dem eckigen Kopf und Korporalsepauletten auf den Schultern klappte ein DIN-A-4-Heft zu und musterte den Historiker.

»Ja?«

»Ich möchte einen Passierschein, um…«

Der Korporal klappte das DIN-A-4-Heft wieder auf und schob es Bill hinüber.

»Da, tragen Sie sich ein. Name, Hotel, vertretene Zeitung…«

»Ich bin kein Reporter«, sagte Bill. »Ich bin aus einem persönlichen Grund hier.«

Der Korporal schloß das Heft wieder. »Verwandte drin?« erkundigte er sich.

»Freunde.«

»Verstehe«, nickte der andere. »Trotzdem… Tut mir leid, aber Sie können keinen Schein haben. Zu Ihrer eigenen Sicherheit. Solange wir noch nicht wissen, mit was für einem Phänomen wir es hier zu tun haben …«

»Darum bin ich gekommen«, sagte Bill. »Ich habe vielleicht eine Möglichkeit, das Medium zu identifizieren, aus dem die Barriere besteht.«

»Ach!«

Bill erzählte ihm von Professor Zamorra, dem weltbekannten Parapsychologen, erzählte ihm – mit einem gewissen Widerstreben – von Zamorras Amulett, berichtete ihm von seinem Verdacht, daß unter Umständen übersinnliche Kräfte im Spiel sein konnten. Er wußte, daß seine Erklärungen sicherlich nicht den Beifall des Professors gefunden hätten. Zamorra schätzte kein Aufheben um seine Person.

Und er wollte vor allen Dingen nicht, daß von seinem stetigen Kampf gegen die Welt der Finsternis etwas an die Öffentlichkeit drang. Aber darauf konnte Bill im Augenblick keine Rücksichten nehmen. Er mußte alles versuchen, um an die Barriere heranzukommen und sie nach Möglichkeit zu durchbrechen.

Der Korporal hörte sich alles geduldig an, was er zu sagen hatte.

Dann stellte er eine überraschende Frage.

»Warum glauben Sie, Monsieur, daß ich hier sitze?«

»Ich nehme an…«

Er unterbrach Bill und beantwortete seine Frage selbst: »Ich sitze hier, um meinen Vorgesetzten von der Einsatzleitung den Rücken freizuhalten von Neugierigen, Lästigen, Hysterischen und Störenfrieden aller Art. Vor allem aber sitze ich hier, um ihnen den Rücken freizuhalten von Verrückten!«

»Aber…«, setzte Bill an, kam aber nicht weiter.

»Cuvier!« bellte der Korporal.

Einer der anderen Uniformierten, der dem Dialog aufmerksam gelauscht hatte, stand bereits. Mit schleppenden Schritten kam er auf Bill zu.
»Schmeiß ihn raus!« befahl der Korporal.
Bill schnaubte fast vor Wut. »Ich will Ihren Vorgesetzten sprechen!« verlangte er. »Sie sind ja völlig inkompetent.«
Der Korporal lächelte wie ein Scharfrichter, kurz bevor er das Beil ansetzte. »Wenn Sie beleidigend werden und Ihren Wahnsinn damit eindeutig unter Beweis stellen, lasse ich Sie auf der Stelle einsperren. Cuvier!«
Bill wußte, wann eine Schlacht verloren war. Aber eine Schlacht war noch kein Krieg. Und er fühlte sich insgesamt noch lange nicht besiegt. Nicht nachdem er Tausende von Kilometern geflogen und gefahren war.
Warte nur, du aufgeblasener Pimpf, dachte er, dir werde ich es noch zeigen.

***

Sie waren völlig fertig – physisch und psychisch. Allein Zamorra hatte sich schnell gefaßt. Selbst der athletische, sportgestählte Roger Legrand hatte große Mühe, sein seelisches und körperliches Gleichgewicht wiederzufinden. Der Viehhändler lag immer noch auf dem Wiesenboden, schwer atmend, zitternd und vor Angst halbtot, obgleich jetzt keinerlei Grund mehr vorlag, auf Tauchstation zu bleiben. Der irrwitzige Wolf war verschwunden, und drüben bei den Heckenschützen rührte sich nichts mehr. Jean Marre war kaum besser dran als Lejeune. Verständlich, denn der Fischer hatte ja zusätzlich noch unter dem Schock zu leiden, den ihm der Tod seines Bruders versetzt hatte.
Und Col?
Col war und blieb verschwunden.
Der Professor hatte keine Erklärung, wo der Mann geblieben sein konnte.
»Vielleicht hat ihn das Ungeheuer doch verschlungen«, spekulierte der Wasserskilehrer und wischte sich Morast aus dem Gesicht. »Alles ging so unheimlich schnell…«
»Ja, vielleicht«, sagte Zamorra. Aber er glaubte nicht so recht daran.
Lejeune quälte sich jetzt mühsam auf die Füße. Schlammbeschmiert wie sie alle, keuchend und mit Augen, in denen der Zweifel an seinem eigenen Verstand nistete, war er ein einziges Häufchen Unglück.
»Was… was war das?« stammelte er. »Die … dieses furchtbare Ungeheuer …«
»Sie wollten nicht an Kräfte und Kreaturen aus der jenseitigen Welt glauben, Monsieur«, entgegnete der Professor ohne jede Genugtuung

in der Stimme. »Jetzt haben Sie es mit eigenen Augen gesehen. Dieser Wolf war nicht von dieser Welt, das dürfte ja wohl jedem von Ihnen klar sein.«

Der Viehhändler nickte ganz langsam, widerwillig. Die Welt, in der er bisher gelebt hatte, schien für ihn zusammengebrochen zu sein.

»Was tun wir jetzt?« fragte Legrand, der seinen Sinn für das Praktische langsam zurückgewann.

Zamorra sagte: »Uns wird gar nichts anderes übrig bleiben, als das zu tun, was wir uns ohnehin vorgenommen hatten. Holz holen nämlich, um den Trecker wieder flottzumachen. Und bei dieser Gelegenheit können wir uns auch gleich ein Bild von dem Wüten der Wolfsbestie machen.«

Alle sahen ein, daß dies in der Tat das einzige war, was sie tun konnten.

Sie machten sich auf den Weg, stapften zu den Bäumen hinüber, wo sie auch wieder festen Boden unter den Füßen fanden.

Ein Bild des Grauens erwartete sie. Wohin sie blickten, sahen sie Tote.

Der Professor schüttelte sich unwillkürlich. Er hatte schon viel Grauenhaftes in seinem Leben gesehen. Dieser blutige Schauplatz hier jedoch suchte seinesgleichen.

»Professor!«

Zamorra wandte sich um, sah den heftig winkenden Legrand, der sich über eine am Boden liegende Gestalt gebeugt hatte. Er trat sofort an die Seite des jungen Mannes.

»Sehen Sie, Professor – dieser Mann lebt noch!«

Schnell bückte sich der Professor. Legrand hatte recht. Dieser Mann gab trotz einer furchtbaren Brustwunde und völlig zerschmetterter Beine noch schwache Lebenszeichen von sich. Zamorra fühlte seinen Puls, berührte seine Stirn.

Der Mann schlug die Augen auf. Der Schmerz brannte in ihnen, aber sie ließen auch erkennen, daß er voll bei Bewußtsein war. Lange würde dieser Wachzustand jedoch nicht anhalten. Der Professor gab sich keinen Illusionen darüber hin, daß er einen Sterbenden vor sich hatte, dem niemand mehr helfen konnte.

Er brachte seinen Mund ganz nah an das Ohr des Mannes.

»Warum?« fragte er. »Warum habt ihr uns überfallen? Wir führten nichts Böses im Schilde…«

Der Todgeweihte antwortete etwas – mit schwacher, ersterbender Stimme. Aber nicht die Lautstärke trug die Schuld daran, daß Zamorra und Legrand nichts verstanden. Der Dialekt, den der Mann sprach, war ihnen nicht bekannt. Zamorra glaubte jedoch, Vokabeln herauszuhören, die ihn an das Walisische erinnerten, das er leidlich beherrschte.

Das Walisische gehörte zur keltischen Sprachgruppe. Genau wie das Bretonische.

Er richtete sich auf. »Jean, kommen Sie doch mal schnell!« rief er dem Fischer zu.

»Können Sie verstehen, was er sagt?« fragte der Professor. »Sie beherrschen doch Bretonisch?«

»Bretonisch ist meine Muttersprache«, antwortete Marre beinahe stolz.

Zamorra nickte befriedigt. »Dann versuchen Sie, sich mit diesem Mann zu unterhalten. Fragen Sie, warum man uns überfallen hat. Fragen Sie ihn, wer er und seine Leute sind. Und fragen Sie vor allen Dingen, wo wir uns hier befinden.« Er machte eine kurze Pause und fügte dann noch hinzu: »Und wann!«

Jean Marre versuchte es. Und er hatte Erfolg. Er stellte Fragen und bekam Antworten. Die Stimme des Sterbenden war kaum hörbar.

Während sich seine Lippen bewegten, trat Blut aus seinen Mundwinkeln. Ein sicheres Zeichen dafür, daß das bittere Ende mit riesigen Schritten nahte.

Das Ende kam noch schneller als erwartet. Abrupt brachen die geflüsterten Worte des Mannes ab. Gebrochen starrten seine Augen ins Leere. Er war tot.

Der junge Fischer tat etwas überraschendes. Er drückte dem Toten die Augen zu, obgleich es vielleicht gerade dieser Mann gewesen war, der seinen Bruder getötet hatte.

Langsam richtete sich Marre auf.

»Eine Verwechslung«, murmelte er, »eine tragische Verwechslung. Armer Rupert…«

Zamorra ließ ihm Zeit. Er erkannte, daß Marre ziemlich durcheinander war. Mit einer unwirschen Handbewegung hinderte er Legrand daran, sofort in den Fischer zu dringen.

Seine Maßnahme war richtig. Jean Marre sprach nach wenigen Augenblicken ganz von selbst.

»Sie haben uns verwechselt«, sagte er leise. »Sie haben uns für blutrünstige Mörder gehalten. Für Wikinger… Vor ein paar Wochen haben Wikinger ihr Dorf überfallen, das gleich dort hinter den Bäumen liegt, und fast die gesamte Bevölkerung niedergemacht. Männer, Frauen und Kinder. Harmlose Bauern, die hier friedlich ihr Land bestellten. Sie haben gedacht, die Mörder seien zurückgekommen, um auch noch die überlebenden des ersten Angriffs niederzumetzeln. Sie haben uns für die Vorhut der Mörderbande gehalten.«

»Wikinger?« fuhr Lejeune dazwischen, der mittlerweile ebenfalls dabeistand. »Richtige Wikinger?«

Marre nickte. »Man schreibt hier das Jahr 804. Und wir befinden uns

nach wie vor in der Bretagne.«
»Oh!« machten Lejeune und Legrand beinahe gleichzeitig.
Der Professor war nicht so überrascht wie die anderen. Er hatte gedacht, daß St. Briand in eine ferne Zukunft versetzt worden war.
Daß die dämonischen Kräfte den entgegengesetzten Weg gewählt hatten – nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit – machte im Grunde genommen keinen Unterschied.
Wikinger…
Wikinger waren Germanen.
Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen.
Der Wolf!
Er wußte jetzt, wer der Wolf gewesen war: Der Fenriswolf der germanischen Mythologie, jenes furchtbare Ungeheuer, das Loki gezeugt hatte und das eines Tages in der geweissagten Götterdämmerung eine tragende Rolle spielen würde.
Loki…
Loki, der Scharlatan, der Ränkeschmied, der Intrigant im nordischen Götterpantheon, der Freundschaft zu den anderen Göttern heuchelte, ihnen aber bei der Götterdämmerung schmählich in den Rücken fallen würde.
Götter?
Ja, damals in den alten Zeiten hatte man sie Götter genannt. Sie waren Wesen aus der Welt des Jenseits. Götter, Geister oder Dämonen…
Es spielte keine Rolle, wie man sie nannte. Es kam nur darauf an, was sie waren – zwiespältige, schillernde Gestalten aus einer anderen Dimension.
Und in den meisten von ihnen – nicht in allen – loderte der Funke des Bösen.
Jean Marres plötzlicher Schrei schreckte Zamorra aus seinen Gedankengängen hoch. Das Gesicht des Fischers war verzerrt. Seine Rechte zeigte zum Himmel.
Zamorra hob die Augen. Und sofort sah er, was Marre so entsetzt hatte.
Genau dort, wo St. Briand liegen mußte, leuchtete der Himmel blutrot.
Feuer! durchfuhr es den Professor. Das waren die Zeichen einer gewaltigen Feuersbrunst. Die ganze Ortschaft schien in hellen Flammen zu stehen.
»Mein Gott!« stieß Roger Legrand hervor, der die Zeichen des Himmels gleichfalls richtig gedeutet hatte. »Jean, hast du da nicht gerade etwas von Wikingern erzählt, die das Dorf dieser Menschen hier überfallen haben?«
Jean Marre nickte nur.

Professor Zamorra war wie vor den Kopf geschlagen.
Nicole!
Seine Gedanken waren ein einziger Aufschrei.

***

Noch mehr steigerte sich Nicoles Entsetzen, als ihr Blick nicht nur auf Cols Gesicht, sondern auch auf seine Gestalt fiel.
Der Mann trug nicht mehr seinen eleganten Anzug. Er steckte in der Tracht eines Wikingers!
Nicole schloß die Augen.
Col ein Wikinger! Sie verstand es nicht. Sie verstand gar nichts mehr. Dies alles war zu viel für sie.
Schlafen, dachte sie, ich möchte schlafen, oder sterben. Dieser ganze Wahnsinn mußte ein Ende haben.
Aber noch war es nicht so weit.
Schüsse drangen an Nicoles Ohr. Eine ganze Serie von Schüssen.
Und die Schmerzens- und Todesschreie aus rauhen Männerkehlen, aus Wikingerkehlen.
Sie hörte eine Stimme: »Mademoiselle, hier! Kommen Sie! Kommen sie schnell!«
Nicole schlug die Augen wieder auf. Die beiden Männer, die sich über sie gebeugt hatten, waren weg – Col und dieser rotbärtige Riese.
Statt dessen fielen ihre Augen auf einen anderen Mann, einen der Fischer von St. Briand. Der Mann stand in der nur handbreit geöffneten Tür eines wenige Meter entfernten Hauses und winkte ihr heftig zu.
Jetzt schloß er die Tür blitzartig, gerade noch zur rechten Zeit. Ein Wurfspeer krachte dagegen, blieb zitternd im Holz stecken. Dann öffnete sich die Tür wieder. Erneutes heftiges Winken.
Jetzt zögerte Nicole nicht länger. Der Lebensmut, der sie vorübergehend verlassen hatte, ergriff wieder Besitz von ihr. Sie sprang auf die Füße und rannte schnell wie eine vom Löwen gejagte Gazelle zu der rettenden Tür hinüber. Der Fischer trat zur Seite, als sie hindurchlief, und warf sie anschließend ins Schloß. Mit Hilfe eines Schlüssels, der bereits steckte, sicherte er die Tür. Anschließend legte er noch einen Riegel vor.
»Das war knapp, Mademoiselle«, sagte er.
Nicole sah, daß er ein Gewehr in der Hand hielt. Ein Jagd- oder Sportgewehr – so genau kannte sie sich da nicht aus.
»Danke!« keuchte Nicole. »Vielen Dank!«
»Versteht sich von selbst, Mademoiselle. Wir sahen Sie da auf der Straße liegen und… na ja. Kommen Sie, gehen wir zu den anderen.«
Er schritt etwa fünf Meter den Hausflur entlang und wandte sich dann nach links. Dort befand sich eine andere Tür, die er öffnete.

Sofort drang murmelndes Stimmengewirr in den Flur. Und das Echo von Schüssen.

Nicole folgte dem Fischer durch die Tür.

Sie kam in einen Raum, bei dem es sich ganz offensichtlich um irgendein Lager handelte. An allen Wänden standen große Regale, bis zur Decke vollgepackt mit Kisten, Kästen, Säcken und anderen Lagergütern.

Ein ungewöhnliches Bild bot sich ihr.

Der Raum lag im Halbdunkel. Der Rolladen war bis kurz über die Fensterbank hinuntergelassen worden. Eine ganze Anzahl von Menschen bevölkerte das Zimmer. Nicole sah mehrere Männer, die gebückt am Fenster kauerten und unter dem Rolladen hindurch mit Gewehren auf die Straße schossen.

Neben den Männern saßen zwei junge Frauen auf dem Fußboden und hantierten an anderen Gewehren herum. Wenn Nicole ihre Tätigkeit richtig deutete, dann luden sie die Waffen mit Patronen.

Im Hintergrund des Raums erkannte sie weitere Personen – Frauen und Kinder. Außerdem Jules Matteaux, den Dorfgeistlichen. Sie saßen auf dem nackten Steinfußboden, hatten die Hände gefaltet und beteten.

»Wo sind wir hier?« fragte Nicole erstaunt.

Ihr Retter, der gerade zum Fenster hinübereilen wollte, blieb noch einmal stehen, um ihr Auskunft zu geben.

»Wir sind hier im Lager unseres Bürgermeisters. Sein Laden liegt gleich nebenan. Zum Glück kann man in seinem Geschäft so ziemlich alles kaufen, was es gibt. Auch Gewehre und Munition. Wenn vorhin mehr Zeit gewesen wäre, hätten wir die verdammten Wilden schon unter Feuer nehmen können, als sie sich noch auf See befanden. Aber wir holen jetzt nach, was wir nachholen können. Die dreckigen Killer kriegen Saures, daß ihnen der Hintern auf Grundeis geht. Bei der Gelegenheit – können Sie so ein Gewehrmagazin nachladen?«

»Wenn Sie es mir kurz zeigen…«

»Bon, kommen Sie.«

Nicole folgte dem Fischer zum Fenster.

»Da, sehen Sie, wie Yvonne es macht«, meinte er und zeigte mit dem Kinn auf eins der beiden Mädchen. »Gucken Sie ihr auf die Finger, dann haben Sie es schnell heraus.«

»Ja«, sagte Nicole.

Bevor sie sich jedoch um Gewehre und Patronen kümmerte, nutzte sie die Gelegenheit, um durch die Ritzen im Rolladen nach draußen zu blicken.

Der junge Einheimische hatte recht gehabt. Die Mörder aus dem Norden bekamen Saures. Mehrere tote Wikinger lagen bereits auf der Straße. Und da fiel gerade wieder einer – mit einem Loch in der Stirn.

Die Gegenattacken der Mörder verpufften erfolglos. Der Spalt unterhalb des Rolladens war gerade breit genug, um einen Gewehrlauf hindurchzustecken. Speere und Pfeile konnten hier nicht eindringen. So viele die Wikinger auch schleuderten und abschossen, sie prallten alle von den Eisenrippen des Rolladens ab. Die Belagerten konnten sich glücklich schätzen, daß Armand Desmet noch nicht auf Kunststoffrolläden umgerüstet hatte, sondern beim Althergebrachten geblieben war. Schwert und Axt konnten die Mörder nicht einsetzen, denn sie kamen gar nicht nahe genug ans Fenster heran.

»Und wenn Sie von der rückwärtigen Seite kommen?« gab Nicole zu bedenken.

»Nutzt ihnen nicht viel«, antwortete ihr Retter, der gerade dabei war, sein Gewehr in Anschlag zu bringen. »Hinten sitzt der Bürgermeister mit einer Büchse und paßt auf.«

Die Antwort befriedigte Nicole sehr. Es sah tatsächlich so aus, als ob das Lager zu einer uneinnehmbaren Festung geworden war.

Dann aber verwandelte sich ihre Befriedigung in jähes Entsetzen.

Rein zufällig war ihr Blick auf die nach draußen gewandten Gesichter der Gewehrschützen gefallen. Eins davon kannte sie nur allzu gut.

»Col!« keuchte sie.

Der Mann, wieder im eleganten, tadellos sitzenden Maßanzug, drehte den Kopf zurück.

»Ja, Mademoiselle?« lächelte er.

Nicole wich einen Schritt zurück.

»Sie… Sie sind ein Verräter?« Cols Lächeln hatte sich verstärkt.

»Ein Verräter!« Nicoles Stimme wurde schrill.

Die anderen waren jetzt aufmerksam geworden.

»Was reden Sie denn da?« fuhr sie einer der anderen Gewehrmänner, ein Dorfbewohner, an. »Monsieur Col ist unser bester Schütze. Auf sein Konto gehen mindestens fünf von den Mordgesellen da draußen. Und überhaupt – was und wen soll er überhaupt verraten haben? Sie reden irre, Mademoiselle!«

»Nein, nein«, widersprach Nicole heftig. »Ich habe ihn gesehen! Er ist einer von ihnen. Er ist ein Wikinger!«

Hastig erzählte sie, was im Anschluß an ihren Autounfall geschehen war. Sie erzählte, daß sich Col über sie gebeugt hatte, daß er mit Hose und Kittel der Wikinger bekleidet gewesen war, daß er zusammen mit einem der rotbärtigen Mordbuben geplaudert und gelacht hatte.

Niemand glaubte ihr. Ja, man zweifelte ernsthaft an ihrer Zurechnungsfähigkeit.

»Sagen Sie, Mademoiselle, wie war das mit ihrem Unfall? Haben Sie Schmerzen? Sind Sie mit dem Kopf aufgeschlagen? Man hat das dann manchmal. Man bildet sich ein, Dinge zu sehen, die es gar nicht gibt.

Das ist genauso, als ob man zu viel getrunken hat. Weiße Mäuse oder Elefanten. Lauter solche Sachen. Sie verstehen schon, Mademoiselle!«

Die Männer wandten sich ab, schossen wieder auf die Wikinger, die gerade einen neuerlichen Versuch starteten, die Festung zu stürmen.

Der Angriff wurde blutig abgeschmettert. Nicole erkannte, daß sich Col tatsächlich besonders hervortat. Er schoß mit der Genauigkeit eines Meisterschützen. Zwei, drei Nordmänner, die er aufs Korn nahm, brachen zusammen und blieben reglos auf der Straße liegen.

Nicole fing selbst an, an sich zu zweifeln. Ja, sie hatte Schmerzen.

In der Aufregung der letzten Viertelstunde hatte sie gar nicht darauf geachtet. Aber jetzt, nachdem der Fischer das Stichwort gegeben hatte, spürte sie ihren Körper. Die Schulter tat ihr weh, der rechte Fuß, die Rippenpartie. Wahrscheinlich waren sogar ein paar Rippen gebrochen.

Und der Kopf tat ihr weh, sehr weh sogar. Eine Gehirnerschütterung?

Vielleicht hatte sie wirklich Halluzinationen gehabt. Vielleicht hatte sie sich wirklich nur eingebildet, Col und den Rotbärtigen mit dem stählernen Blick zu sehen. Im Grunde genommen war es ja auch lächerlich. Col im Wikingerdreß – das konnte ja gar nicht sein.

Wo sollte er die Maskerade an- und wieder abgelegt haben? Ja, die Männer hatten wahrscheinlich recht. Sie hatte sich das alles nur eingebildet. Col stand auf der richtigen Seite, mußte auch auf der richtigen Seite stehen, denn er war ein Mensch aus dem zwanzigsten Jahrhundert, kein blutiger Wikinger aus der Zeit vor tausend Jahren.

Und er schoß auf die Nordmänner, töte sie. Wie konnte er da vorher mit ihnen plaudern und lachen? Purer Unsinn, ja!

Sie riß sich zusammen, war bemüht darum, ihre Glaubwürdigkeit wiederzugewinnen.

»Wo ist Professor Zamorra, Monsieur Col?« fragte sie beherrscht.

Er antwortete ihr, ohne sich umzudrehen. »Zamorra? Ich weiß nicht. Irgendwo im Ort. Wir haben uns alle sofort getrennt, nachdem wir zurückgekommen waren.«

Nicole setzte sich auf den Boden, neben die Mädchen, die die Gewehre nachluden.

Der Chef war im Ort, und sie wußte nicht, wo. Ob er überhaupt noch lebte? Ob er dem furchtbaren Gemetzel dort draußen entgangen war?

Die Angst zog in ihr Herz ein. Wie es aussah, konzentrierten sich die Aktivitäten der Nordmänner ausschließlich nur noch auf dieses Haus hier. Nirgendwo sonst schien sich Widerstand zu regen. Das konnte im Grunde genommen nur eins bedeuten: Alle anderen waren ermordet oder gefangengenommen worden. Auch der Chef?

Tränen traten Nicole in die Augen. Und wieder wollte sie am liebsten sterben. Ohne ihn hatte das Leben für sie keinen Zweck mehr. Alles war sinnlos, vollkommen sinnlos.

Oh, Chef!

Abrupt wurde Nicole aus ihren wehmütigen Gedanken gerissen.

Draußen auf der Straße ertönte eine Männerstimme, die so laut, so donnernd, so gewalttätig war, daß sie regelrecht zusammenzuckte und auf die Füße sprang.

Wer brüllte dort so furchtbar, daß beinahe die Hauswände zitterten?

Auch die Betenden am anderen Ende des Raums fuhren erschreckt zusammen.

»Das ist der Teufel selbst!« rief der Geistliche schrill. Er erhob sich vom Fußboden und eilte zum Fenster.

Nicole blickte ebenfalls durch die Ritzen hinaus auf die Straße.

Dort stand er – der mächtige Wikinger, von dem sie schon gedacht hatte, daß er doch nur ihrer Einbildung entsprungen war.

Wie ein Sinnbild der fleischgewordenen Gewalt stand er da mitten auf der Straße. Größer und breiter als alle anderen Nordmänner mit einem mächtigen Brustkasten, muskelschwellenden Armen, Beinen wie Säulen. Der kantige, wie aus Stein gehauene Schädel war trotzig erhoben, das Gesicht mit dem flammenden Bart vor Zorn entstellt.

Nicole sah, daß er Handschuhe trug, die aus Eisen gefertigt zu sein schienen. Die rechte Faust umspannte eine eigenartig geformte Waffe. Jetzt sah sie diese Waffe genauer. Es war ein Hammer, gleichfalls aus Eisen geschmiedet, schätzungsweise mindestens zehn Kilogramm schwer.

Mehrere Sekunden lang schienen die Männer von St. Briand so beeindruckt von der schieren Kraft des riesigen Wikingers zu sein, daß sie zu schießen vergaßen. Dann jedoch hatten sie sich wieder gefaßt.

Sie feuerten, was ihre Gewehre hergaben. Kugel auf Kugel jagte dem Koloß entgegen.

Zum Entsetzen der Männer – und zum Entsetzen Nicoles – wankte der Wikinger jedoch kein bißchen. Die zahllosen Treffer, die sich in seinen mächtigen Körper bohrten, hinterließen nicht die geringste Wirkung. Er steckte sie weg, als würden lediglich Fliegen gegen ihn prallen.

Und dann ging er zum Gegenangriff über.

Seine Schulter schwang zurück, der Bizeps spannte sich atemberaubend, die Hand schnellte nach vorne.

Der schwere eiserne Hammer sauste durch die Luft – blaue Blitze versprühend und schneller als eine Gewehrkugel. Mit Urgewalt krachte er gegen den Rolladen, durchschlug ihn wie Glas…

Im gleichen Sekundenbruchteil passierte Unglaubliches.

Col streckte die Hand vor – mit einer gebieterischen Gebärde, schneller als das Auge zu folgen vermochte.

Millimeter vor der Stirn eines der Fischer, der hinter dem durchlöcherten Rolladen kauerte, blieb der Hammer jäh mitten in der

Luft stehen, schwankte hin und her wie eine noch nicht ganz zur Ruhe gekommene Waage, drehte sich dann um die eigene Achse und raste mit der gleichen wahnsinnigen Geschwindigkeit, mit der er angeflogen gekommen war, zurück durch das Loch im Rolladen, über die Straße und schließlich in die Hand des rotbärtigen Riesen.

Dieser brüllte wie hundert Stiere gleichzeitig, schleuderte den Hammer erneut.

Der gleiche Vorgang wiederholte sich. Der Hammer schlug ein zweites Loch in den eisernen Rolladen, wurde durch eine Handbewegung Cols gestoppt und kehrte wie ein Bumerang zurück in die Hand des Werfers.

Wieder brüllte der mächtige Wikinger etwas. Diesmal war es jedoch kein unartikuliertes Wutgebrüll. Worte wurden hörbar, Worte, die allerdings nie jemand der Verteidiger im Lager verstand.

Mit einer Ausnahme: Col schien sie zu verstehen.

Der Mann im eleganten Maßanzug hob den Kopf ein bißchen und rief etwas zurück. Obwohl er sich beim Rufen kaum anstrengte, hallte seine Stimme doch laut über die Straße. Nicht so donnernd laut wie die des Rotbärtigen, aber doch von nahezu übermenschlicher Tonfülle getragen.

Und seine Worte wurden verstanden. Der Nordmann dort auf der Straße ließ seinen gewaltigen Hammer sinken und steckte ihn in eine Schlaufe an seinem Gürtel. Dann lachte er röhrend, drehte sich um und zog sich in den Schutz eines gegenüberliegenden Hauseingangs zurück.

Die Männer hinter dem Rolladen waren zu verblüfft, um weiterhin auf ihn zu schießen. Entgeistert starrten sie Col an.

»Sie… Sie können sich mit diesen Mordgesellen verständigen?« stieß der Fischer hervor, der Nicole hereingeholt hatte.

Nicole lachte bitter auf. »Verständigen?« wiederholte sie. »Ich habe doch gesagt, daß dieser Mann mit den Mördern unter einer Decke steckt. Dieser Kraftprotz mit dem Hammer – das war der Kerl, mit dem er sich vorhin unterhalten hat.«

Halluzinationen, Einbildungen? Nein! Ihre letzten Zweifel waren dahingeschwunden. Sie hatte sich nichts eingebildet!

Ihre Worte stießen jetzt nicht mehr auf das Mißtrauen, das man ihnen vorhin noch entgegengebracht hatte. Dieses Mißtrauen der Männer richtete sich jetzt ganz gegen Col.

»Monsieur! Vielleicht sollten Sie etwas sagen!«

Harte Augen richteten sich auf den Mann im Maßanzug. Col sagte jedoch nichts. Er lächelte nur, lächelte dieses gleichzeitig arrogante und wissende Lächeln.

Die Männer mit den Gewehren fanden nicht mehr die Zeit, weiter in ihn zu dringen. Draußen auf der Straße brach wieder die Hölle los.

Kampfesgeschrei gellte auf.
Die Wikinger kamen. Von allen Seiten – aus Hauseingängen, hinter geparkten Autos hervor…
Speere wurden geschleudert, Pfeile abgeschossen. Schwerter und Äxte blitzten in sehnigen Fäusten. Die rotbärtigen Teufel hatten sich zum letzten entschlossen.
Sturmangriff!
Ohne Rücksicht auf Verluste stürmten sie vor. Blindwütige Berserker, Kamikaze-Kämpfer…
Und Verluste waren es, die sie hinnehmen mußten. Die Verteidiger hatten sich schnell gefaßt, feuerten aus allen Rohren. Die Angreifer fielen wie die Fliegen. Verletzte und Tote blieben auf der Strecke.
Col jedoch schoß nicht. Zwar hielten seine Hände das Gewehr umklammert, aber sein Zeigefinger lag nicht am Abzughahn. Col lächelte nur.
Aber auch ohne ihn sah es gut aus für die Eingeschlossenen. Der Ansturm der Nordmänner geriet wieder ins Stocken. Zu hoch war der Blutzoll, den sie zahlen mußten.
Dann kam die große Wende.
Der Wikinger mit dem Hammer erschien wieder auf der Bildfläche. Seine dröhnende Stimme übertönte mit Leichtigkeit das Kampfgebrüll der anderen, das Hallen der Gewehrschüsse.
Das, was er schrie, schien Col schwer zu beeindrucken. Das Lächeln im Gesicht des rätselhaften Mannes war plötzlich wie weggewischt. Ein nachdenklicher, düsterer Zug trat in sein Gesicht. Dann wölbte sich das Kinn entschlossen vor.
Col ließ das Gewehr fallen. Seine Hand fuhr durch die Luft, machte eine seltsame Handbewegung.
Blitze zuckten durch das Lager, feurige Zungen, die die Gewehre der Männer beleckten.
Die Verteidiger schrien auf. Nicole sah, wie sich die Gewehrläufe verbogen, als seien sie von einem geheimnisvollen Schmelzprozeß erfaßt worden. Die Männer waren nicht in der Lage, sie noch länger zu halten. Wie heiße Eisen fielen die Gewehre auf den Fußboden.
Kein Schuß fiel mehr. Das merkten schnell auch die Nordmänner dort draußen. Sie waren bereits im Begriff gewesen, ihren Angriff abzublasen, den Rückzug anzutreten. Jetzt stutzten sie. Einige Mutige gingen bereits wieder vorwärts, zögernd zuerst, dann aber, als ihnen immer noch kein tödlicher Kugelhagel entgegenschlug, entschlossener, zielstrebiger, schließlich wieder so ungestüm wie zu Beginn ihrer Attacke. Schon waren sie am Haus. Axthiebe donnerten gegen den Rolladen und gegen die Tür nebenan.
Mit Entsetzen nahmen es die Verteidiger wahr. Hilflos starrten sie auf ihre grotesk verbogenen Gewehre.

»Er war es!« schrie Nicole und zeigte anklagend auf Col. »Ich habe es genau gesehen. Die Blitze kamen von seinen Fingerspitzen!«

Der Geistliche stimmte ihr zu. »Ja, ja«, ächzte er, »auch ich habe es gesehen. Der Teufel! Dieser Mann ist der Teufel!« Er wich zurück, brachte Abstand zwischen sich und Col. Seine Hände falteten sich, und er fing an, vor sich hinzumurmeln. Gebete…

Die anderen verließen sich weniger auf das Geistige. Drohend näherten sie sich dem Beschuldigten.

»Lump, Verräter…«

Col lächelte wieder. Und er lächelte noch, als wütende Fäuste nach ihm griffen. Nach ihm greifen wollten! Die ausgestreckten Hände der Männer kamen nicht durch. Da schien plötzlich eine unsichtbare Mauer zwischen ihnen und Col zu sein, die ihnen Einhalt gebot.

Nebel wallte auf, hüllte Col ein.

Dann lösten sich die Schwaden wieder auf, wie Zigarettenrauch, der zur Decke geschwebt war.

Col war spurlos verschwunden.

In die Schreckensrufe der Anwesenden mischten sich die Geräusche splitternden Holzes. Die Wikinger hatten die Haustür erbrochen. Schwere, polternde Schritte kamen näher. Auch die Tür des Lagerraums zerbrach unter wuchtigen Axthieben.

Sie stürmten herein, ihre blitzenden Mordwerkzeuge erhoben, die Gesichter voller Triumph.

Die Männer aus St. Briand wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung. Ihre Gewehre waren als Schußwaffen nicht zu gebrauchen, wohl aber als Knüppel. Sie rissen die verbogenen Schießprügel an sich, warfen sich den Killern aus dem Norden entgegen.

Sie hatten keine Chancen. Die Wikinger waren die erfahreneren Kämpfer. Und sie hatten die besseren Waffen. In wenigen Sekunden waren die Fischer tot – erschlagen, erstochen…

Noch einmal flackerte Widerstand auf. Aus dem Hintergrund tauchte Armand Desmet auf, der den rückwärtigen Eingang bewacht hatte. Der Bürgermeister hielt ein Gewehr in den Händen, ein noch funktionstüchtiges Gewehr.

Der metallene Lauf spuckte Feuer und Tod. Zwei, drei Wikinger wurden getroffen, brachen stöhnend zusammen. Dann waren die anderen über ihm. Ein Schwertstoß durchbohrte den tapferen Mann, der bis zuletzt für den Ort gekämpft hatte, an dessen Spitze er gewählt worden war. Armand Desmet hauchte sein Leben aus.

Der Bürgermeister war nicht der letzte, der sterben mußte. Die jetzt siegreichen Nordmänner rächten sich für die Verluste, die sie beim Angriff auf diese Bastion erlitten hatten. Grausam machten sie die Anwesenden nieder. Jules Matteaux entging seinem Schicksal

ebenfalls nicht. Ein Axthieb streckte ihn zu Boden, während er noch betete.

Nur Nicole und zwei der Mädchen, hübsche Schwarzhaarige mit gutgewachsenen Figuren, entgingen dem Massaker.

Der Tod wäre allerdings auch für sie das gnädigere Schicksal gewesen.

Rohe Hände zerrten sie hoch, wobei ihre Kleider zerrissen. Das gellende Lachen der rotbärtigen Gesellen verriet, daß dies nur ein Vorgeschmack auf die Dinge war, die sie noch zu erwarten hatten.

Verzweifelt versuchte Nicole, sich zu befreien. Sie konnte jedoch gegen die stählernen Fäuste, die sie umklammerten, nicht das geringste ausrichten.

Die Nordmänner schleppten sie mit sich fort.

***

Bill Fleming bemühte sich, die helllodernde Wut zu zügeln, die der selbstherrliche Korporal in ihm entfacht hatte. Erstens löste Wut keine Probleme, und zweitens wollte er nicht den Spott der Leute herausfordern, die im Gastraum saßen und ihm mit erwartungsvollen Blicken entgegensahen, als er das Hinterzimmer der sogenannten Einsatzleitung verließ.

Es gelang ihm sogar, ein leichtes Lächeln auf seine Lippen zu zaubern, was die Gaffer sichtlich enttäuschte. Bill blickte sich im Raum um, suchte einen Platz. Er mußte etwas essen. Mit leerem Magen war ein Mann, der etwas vorhatte, nur die Hälfte wert.

An einem kleinen Ecktisch saß eine junge Frau – allein. Bill steuerte sofort auf den Tisch zu. Nicht, weil er mit der Frau anbändeln wollte, sondern weil an ihrem Tisch der einzige noch freie Stuhl im Raum zu stehen schien.

»Pardon, Mademoiselle, ist hier noch frei?«

Das Mädchen blickte von der Suppe, die es gerade löffelte, hoch und nickte.

Bill bedankte sich und zog sich den Stuhl zurecht.

Mit Kennerblick sah er sofort, daß das Mädchen das Anbändeln wert gewesen wäre. Lange schwarze Haare, ein ebenmäßig geschnittenes Gesicht, aus dem dunkle, melancholische Augen blickten, schlanke, aber wohlproportionierte Figur. Wenn er nicht andere Probleme gehabt hätte, wäre er ganz sicherlich in Versuchung geraten.

So jedoch machte er keinerlei Anstalten, Süßholz zu raspeln. Nachdem er bei der Kellnerin, die an den Tisch getreten war, eine Fischsuppe und ein Entrecote in Auftrag gegeben hatte, verlegte er sich aufs Nachdenken.

Wie konnte er an die Barriere herankommen? Inzwischen wußte er, daß der ganze Ort St. Briand von Polizei und Militär abgeriegelt war.

So etwas ging natürlich nicht lückenlos. Er war sich eigentlich ziemlich sicher, daß es hier und da Möglichkeiten zum Durchschlüpfen geben mußte. Nur würde es ein Ortsunkundiger schwer haben, eine solche Lücke ausfindig zu machen.

Diese Überlegung brachte ihn auf einen Gedanken. Dieses junge Mädchen… Es sah nicht aus wie eine Reporterin. Ob es hier in der Nähe zu Hause war?

Bill rätselte nicht lange hin und her. Er sprach die junge Frau einfach an – ganz sachlich.

Eine kleine Falte erschien auf ihrer Stirn, als sie den Teller zur Seite schob und ihn aus langen Wimpern ansah.

»Sie sind Reporter, Monsieur?«

»Nein«, sagte Bill. »Ich bin an der Barriere interessiert, weil Freunde von mir eingeschlossen sind. Gute Freunde. Und ich sehe sogar vage Möglichkeiten, sie herauszuholen.«

Sofort war das Mädchen ganz gespanntes Interesse.

»Darf ich fragen wie Sie das anstellen wollen, Monsieur?«

Bill zuckte die Achseln. »Sie würden mir nicht glauben, wenn ich es Ihnen erzähle. Deshalb will ich gar nicht erst den Versuch machen. Ich möchte sie nur um eins bitten. Mir zu verraten, ob es eine Chance gibt, unauffällig durch die Sperren zu kommen.«

»Sie sind sehr direkt, Monsieur…«

»Fleming, Bill Fleming.«

»Amerikaner?«

»Ja.«

»Und Sie haben Freunde in St. Briand? Wen denn, wenn ich fragen darf?«

»Ich glaube nicht, daß Sie die Herrschaften kennen. Sie haben in St. Briand nur einen Wochenendurlaub gemacht. Ein Mann namens Zamorra…«

»Professor Zamorra?«

Bill war überrascht. »Sie kennen ihn?«

»Flüchtig. Ich bin die Sekretärin des Sportparkbesitzers und habe dann und wann ein paar kurze Worte mit dem Professor gewechselt. Mein Verlobter, der ebenfalls im Park arbeitet, ist jedoch ganz begeistert von ihm. Muß ein unheimlich kluger Kopf sein, ihr Professorenfreund.«

»Das ist er in der Tat«, stimmte Bill zu.

Die Kellnerin trat an den Tisch und brachte ihm seine Bouillabaisse. Dazu die Flasche Mineralwasser, die er außerdem bestellt hatte.

Während Bill den Löffel eintauchte, fragte das Mädchen: »Sie wollen mir also nicht sagen, wie Sie Ihren Freund rauszuholen gedenken?«

Bill zerbiß einen Tintenfischring. »Warum interessiert Sie das so, Mademoiselle…«

»Charlotte Rodin. Warum es mich interessiert? Ganz einfach! Ich sagte Ihnen schon, daß mein Freund ebenfalls im Sportpark arbeitete. Während die Barriere auftauchte, befand ich mich noch mit meinem Chef auf einer Geschäftsreise. Rogar, das ist mein Verlobter, hingegen…«

»Verstehe schon«, sagte Bill mit vollem Munde. »Ihr Verlobter ist ebenfalls drin.«

»Ja! Sie sehen, wir haben also gemeinsame Interessen.« Charlotte Rodin nippte an ihrem Weinglas. »Ich mache Ihnen ein Vorschlag, Monsieur Fleming. Sie verraten mir Ihr Geheimnis, und ich sage Ihnen, wie sie wahrscheinlich an die Barriere herankommen können. Ist das ein Geschäft?«

Bill griff nach seinem Mineralwasserglas.

»Stoßen wir auf unser Geschäft an«, sagte er.

Dann erzählte er ihr von Zamorras Amulett. Er ging nicht in die Details, sondern sprach nur ganz allgemein von einem magischen Gegenstand, der sich schon so manches Mal bewährt hatte. Beinahe andächtig hörte ihm Charlotte Rodin zu.

Als er zum Ende gekommen war, fragte er: »Sie halten mich nicht für einen Verrückten, wie die da drin?« Er machte eine Kopfbewegung in Richtung der Einsatzleitung. »Sie halten es nicht für Spinnerei?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Die Barriere ist auch keine Spinnerei, sondern harte Realität.«

»Dem ist nicht zu widersprechen«, kommentierte Bill. »Okay, Charlotte, jetzt sind Sie dran. Wie kommen wir durch die Sperre?«

Das Mädchen senkte seine Stimme aufs Flüsterniveau hinab.

»Da gibt es Bewässerungsgräben…«, begann es.

Kurz darauf kam Bills Entrecote. Der Amerikaner mußte sich fast ein bißchen zwingen, die Hauptmahlzeit mit Messer und Gabel anzugehen. Am liebsten wäre er gleich aufgebrochen. Er bedauerte es dann aber doch nicht, weitergegessen zu haben. Das Entrecote war zart und saftig, die Pommes Croquettt's goldbraun und die Soße hervorragend. Französische Köche wurden selbst in Kaffs wie La Rosy ihrem Ruf gerecht.

Schließlich aber verließen Charlotte und Bill das Lokal. Neidische Blicke durchbohrten Bills Rücken. Die Männer im Lokal hatten ihren gemeinsamen Aufbruch ganz zweifellos in den falschen Hals bekommen.

»Fahren wir mit dem Wagen?« erkundigte sich der Historiker.

»Nein, das wäre zu auffällig«, widersprach die Sekretärin. »Hier im Ort hat zur Zeit jede Hauswand Augen. Machen wir einfach einen kleinen Mondscheinspaziergang. Wie zwei Verliebte.«

Genau das taten sie. Bill nahm Charlottes Arm, und dann wanderten sie, als sei es die natürlichste Sache der Welt, ohne sichtbare Eile aus

La Rosy hinaus. Unter normalen Umständen hätte der Amerikaner die Situation genossen. So jedoch ging ihm alles viel zu langsam.

Er war froh, als die Häuser des Dorfes hinter ihnen lagen.

Sie waren nicht die Hauptstraße entlanggegangen, sondern einen Weg, der geradeaus in die Felder führte. Der Boden war aufgeweicht und schlammig. Die Regenfälle des Tages hatten ihre Spuren hinterlassen. Bald waren die beiden besudelt wie Pioniere bei einem Manöver.

Aber das war nur der Anfang.

In ein paar hundert Metern Entfernung tauchten vor ihnen Lichter auf.

»Das ist die erste Sperre«, flüsterte das Mädchen. »Wir müssen jetzt ganz vorsichtig sein.«

»Wo ist denn dieser verdammte Graben, von dem Sie gesprochen haben?« wollte Bill wissen.

»Es ist nicht nur ein Graben, es ist ein ganzes System von Gräben«, antwortete Charlotte. »Und die sind alle miteinander verbunden. Warten Sie, gleich sind wir da.«

Dann standen sie vor dem ersten Graben. Graben konnte man es eigentlich kaum nennen. Es war im Grunde genommen nicht mehr als eine tiefe Ackerfurche, die Bill etwa bis zum Knie reichte. Das Wasser stand darin gut knöchelhoch.

Die Aussichten, hier entlangkriechen zu müssen, erweckten in Bill nicht gerade Begeisterungsstürme. Aber was sollte er machen? Die Lichter der Posten waren inzwischen ziemlich nah gekommen. Er mußte Maulwurf spielen.

»Okay, Charlotte«, sagte er. »Zeigen Sie mir die Richtung, dann komme ich allein weiter.«

»Allein?«

»Natürlich! Oder wollten Sie etwa mit?«

»Und ob ich das will!« sagte das Mädchen fest.

Bill biß sich auf die Lippen. »Machen Sie keine Dummheiten, Charlotte. Wenn wir es hier wirklich mit dämonischen Kräften zu tun haben, kann das, was ich vorhabe, verdammt gefährlich werden. Ich kann es nicht verantworten…«

»Entweder Sie nehmen mich mit, oder ich schicke Sie in einen Graben, an dessen Rand die Soldaten ein Biwak aufgebaut haben. Vergessen Sie nicht, daß es nicht nur um Ihre Freunde geht. Auch mein Verlobter ist in St. Briand.«

Schnell erkannte der Historiker, daß diskutieren wenig Zweck haben würde. Dieses Mädchen wußte, was es wollte. Schweren Herzens erklärte er sich mit ihrer weiteren Begleitung einverstanden.

»Okay«, knurrte er, »dann rein ins nasse Vergnügen.«

Charlotte kroch in die tiefe Furche hinein. Bill folgte ihr auf dem

Fuße, besser gesagt, auf dem Knie.

Das Wasser war für die Jahreszeit – immerhin früher Sommer – eigentlich viel zu kalt. Außerdem war es ekelhaft schlammig. Bill kam sich bald vor wie in einem Taucheranzug, den man aus Matsch gefertigt hatte. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Nach kurzer Zeit war ihm und auch dem Mädchen das Kriechen durch feuchten Ackerboden und abgestandenes Regenwasser beinahe zur zweiten Natur geworden.

Es dauerte nicht lange, und sie hatten die erste Postenkette überwunden. Im Nachhinein konnte Bill nur feststellen, daß die Schleicherei eigentlich überflüssig gewesen war. Auch aufrechten Gangs wären sie wahrscheinlich nicht aufgefallen.

Mit dem zweiten Riegel sah es jedoch ganz anders aus. Schon die Anzahl der brennenden Lampen und Scheinwerfer verrieten, daß der Sperrkordon hier viel enger gezogen war. Militär überall.

»Wenn ich nur wüßte, warum die es so geheimnisvoll machen«, flüsterte das Mädchen.

Bill hatte nachgedacht. »Ich kann es mir denken«, gab er leise zurück. »Stellen Sie sich vor, es gelingt unseren Freunden in Uniform, das Geheimnis der Barriere zu entschleiern. Militärisch wäre das eine ganz tolle Sache. Wenn man ganze Städte kontrolliert mit solchen Barrieren umgeben könnte, brauchte man im Kriegsfall keine Angst mehr vor gegnerischen Angriffen zu haben. Und deshalb… Ganz klar, daß man Außenstehenden keine Chancen geben will, etwas in Erfahrung zu bringen. Und darum müssen wir wirklich sehr vorsichtig sein. Wenn wir einem Posten auffallen und einkassiert werden, hält man uns womöglich für Spione und läßt uns standrechtlich erschießen.«

»Meinen Sie wirklich?« gab das Mädchen betroffen zurück.

Bill zuckte mit den Schultern. »Sie müßten es wissen. Das hier ist Ihr Land!«

Und sie waren vorsichtig. Ein paarmal wurde es erforderlich, das Grabenstück, das sie gerade hinter sich gebracht hatten, wieder zurückzukriechen, um nicht tatsächlich mitten in einem Biwak zu landen. Zum Glück kannte sich Charlotte im Gelände gut aus. Sie fand immer wieder einen Grabenpfad, auf dem sie weiterkommen konnten. Ohne ihre Hilfe wäre Bill wahrscheinlich längst gesichtet worden. Oder aber weit vom Ziel abgekommen.

Und dann hatten sie es schließlich geschafft. Wie eine richtige Mauer wuchs die Barriere vor ihnen aus dem Boden.

Sie reflektierte das einfallende Mondlicht nicht. Auch der Lichtkegel eines unweit aufgestellten Scheinwerfers wurde glatt absorbiert.

Der Historiker streckte die Hand aus, betastete den rätselhaften, massiven Nebelstoff. Er war genauso, wie ihm das Mädchen bereits angekündigt hatte. Hart wie bester Edelstahl, kalt wie ein Gebirgsbach

kurz vor dem Zufrieren, prickelnd wie ein elektrischer Massagestab.
»So, nun wollen wir mal sehen«, sagte Bill entschlossen.
Er griff in die Tasche, holte das magische Amulett des Professors hervor.
Kaum hatte er es in der Hand, als er es beinahe wieder fallengelassen hätte. Es war heiß, brannte wie Feuer. Und es erstrahlte in hellstem Silberglanz.
Unterdrückt schrie das Mädchen auf. »Was… was ist das?«
Bill schützte das Amulett mit seinem Körper. Er wollte vermeiden, daß das Strahlen von einem Militärposten gesehen wurde.
»Scheint, daß wir auf der richtigen Spur sind«, antwortete er gepreßt. »Dieser Silberglanz ist der Beweis. Dämonische Kräfte von großer Stärke sind gegenwärtig.«
Er zögerte leicht. Sein größter Wunsch wäre es gewesen, den Professor jetzt an seiner Seite zu wissen. Zamorra war der Meister des Übersinnlichen. Er, Bill Fleming, war nur so eine Art Zauberlehrling.
Aber auch ein Lehrling muß einmal seinen Meister machen. Bill war fest entschlossen, hier und jetzt wenigstens sein Gesellenstück abzulegen.
Mit fester Hand umklammerte er den Talisman. Das Bewußtsein, die Kräfte des Lichts auf seiner Seite zu haben, gab ihm Mut.
Wieder streckte er die Hand aus, drückte das Amulett fest gegen die Nebelbarriere.
Es geschah!
Im Inneren des Talismans schien eine Kernexplosion stattzufinden. Eine weiße, gleißende Sonne entstand in Bills Hand. Grelle Lichtfinger zuckten über die Oberfläche der Barriere, fraßen sich regelrecht hinein – und hindurch. Die Nebelwand wurde brüchig, löste sich im Umkreis von mehreren Metern förmlich auf. Ein gezacktes Loch erschien in der Barriere.
Dann wurde das gleißende Licht, das aus dem Amulett strömte, schwächer. Die Lücke in der Barriere fing an, wieder zuzuwachsen.
Die Kräfte des Lichts ließen nach.
Bill handelte. Diese Chance würde er vielleicht nie wieder bekommen. Er machte einen schnellen Schritt nach vorne, dann noch einen.
Er trat durch die Öffnung hindurch.
Eine Schmerzwelle unerträglichen Ausmaßes brach über ihn herein. Jede einzelne Körperzelle schien durch einen Fleischwolf gedreht zu werden, in dem gleichzeitig ein höllisches Feuer loderte.
Dann war es vorbei. Abrupt hatte die Qual ein Ende.
Verblüfft stellte Bill Fleming fest, daß die Barriere verschwunden war. Er befand sich in einer völlig neuen Umgebung. Das einzige Vertraute war Charlotte Rodin, die neben ihm stand. Das Mädchen

hatte allem Anschein nach ebenfalls den Schritt durch die Nebelwand gewagt.

»O Gott!« hörte er sie sagen. Und dieser Ausruf war nur zu berechtigt.

Sie standen am Rand einer Ortschaft. St. Briand vermutlich.

Und St. Briand war ein Ort des unermeßlichen Grauens.

Die Tatsache, daß hier nicht Nacht herrschte, sondern die Abenddämmerung gerade erst angebrochen war, ließ das Schreckliche um so eindringlicher vor Augen treten.

Fast alle Häuser standen in hellen Flammen. Der Himmel war rot und schwarz zugleich. Feuer und Asche, die der Wind nach oben wirbelte.

Wohin das Auge blickte – Tote. Dazu ausgebrannte Autowracks, zerschlagener Hausrat, herumliegende antiquierte Waffen – Lanzen, Pfeile, Streitäxte…

Furchtbares, Unfaßbares mußte hier geschehen sein.

Wie betäubt gingen Bill Fleming und Charlotte Rodin auf die Häuser zu, erreichten die Straße, die in den Ort hineinführte.

Sie achteten kaum darauf, daß sie sich in Gefahr brachten, von ausgebrannten, herabstürzenden Gebäudeteilen getroffen zu werden. Sie schritten dahin wie in einem Traum, einem gräßlichen Alptraum, aus dem sie nicht erwachen konnten, obgleich sie es mit aller Macht wollten.

Tod und Verderben überall… Kein lebendes Wesen.

Schluchzend stieß Charlotte Namen hervor, wenn sie die Toten erkannte, die ihren traurigen Weg säumten.

»Pierre, Monsieur Argent, Nadine…«

Bill kannte die Menschen nicht, aber er konnte ihren Schmerz verstehen. Charlotte war hier in St. Briand zu Hause. Die meisten Toten waren gute Bekannte gewesen, Freunde… Es mußte entsetzlich für das Mädchen sein, sie so zu sehen. Viel entsetzlicher als für ihn, den Fremden aus New York.

Dann aber wurde auch Bill bis ins Mark getroffen. Er sah etwas, was sein Herz fast stehenbleiben ließ.

Professor Zamorras schwarze Citroën-Limousine, in der er selbst bereits des öfteren gesessen hatte! Der Wagen sah schwer mitgenommen aus, war anscheinend gegen eine Straßenlaterne geprallt.

Bill lief. Und er lief noch schneller, als er auf dem Vordersitz des Wagens einen blonden Haarschopf erkannte, der unbeweglich auf der Nackenstütze lag.

Nicole trug ihre Haare oft blond! Mit einem schier unerträglichen Würgen in der Kehle erreichte der Amerikaner den Citroën, blickte mit furchtgeweiteten Augen hinein.

Es war nicht Nicole. Es war ein Mädchen mit einem schwarzen Kleid

und einer weißen Schürze.
Charlotte Rodin war jetzt wieder neben ihm.
»Lucille!« stöhnte sie. »Sie war eine meiner besten Freundinnen. Und nun… auch tot. Alle sind tot! Roger …«
Bill griff tröstend nach ihrem Arm.
»Beruhigen Sie sich, Charlotte. Wir wissen nicht, ob sie alle ermordet worden sind. Vielleicht gelang es einigen zu fliehen. Haben Sie Ihren Verlobten schon gesehen?«
Sie schüttelte den Kopf. Aber in ihrem Gesicht war keine Hoffnung.
»Na, sehen Sie«, sprach ihr der Historiker Mut zu, obgleich ihm selbst gar nicht danach zumute war. »Wir wollen die Hoffnung nicht…«
Er fuhr herum. Ein Geräusch in seinem Rücken hatte ihn gewarnt.
In einem Hauseingang ganz in der Nähe erschien ein Mann. Der erste lebende Mensch, den sie in diesem Ort des Todes zu Gesicht bekamen.
Ein Geistlicher. In den Augen des Mannes funkelte der Wahnsinn.
Blut floß ihm aus einer klaffenden Stirnwunde.
»Charlotte!« stieß er mit bebenden Lippen hervor. »Der Teufel war hier! Bete, auf daß er nicht wiederkommt!«
Er fiel auf die Knie und faltete die Hände. Sein Blick glitt zum blutroten, ascheverhangenen Himmel.

***

Sie arbeiteten wie die Wahnsinnigen. Mit Händen, denen die Sorge zusätzliche Kräfte verlieh, brachen sie armdicke Äste von den Bäumen.
Sie alle hatten Angehörige in St. Briand. Und sie wurden nur von einem einzigen Wunsch beherrscht: schnell zurück. Selbst Claude Lejeune, der chronische Meckerer, legte sich mit aller Macht ins Zeug.
Dann wateten sie zurück zu dem steckengebliebenen Trecker. Jeder von ihnen war schwer mit Holz beladen. Nur Jean Marre hatte die Hände anfänglich frei. Auf ihn wartete eine schwere Last ganz anderer Art: Sein toter Bruder.
Am Fahrzeug angekommen, unterlegten sie die Räder der Zugmaschine mit den Holzpflöcken. Tief waren die Reifen mittlerweile eingesunken, und sie mußten Schwerstarbeit leisten. Aber es gelang ihnen in verhältnismäßig kurzer Zeit, den Rädern festen Halt zu geben.
Jean Marre setzte sich ans Steuer. Der erste Versuch, den Traktor flottzumachen, mißlang. Der zweite ebenfalls und auch noch der dritte. Aber die Männer gaben nicht auf. Zu Fuß würden sie viel zu lange brauchen, um ihr Ziel zu erreichen.
Und sie schafften es. Beim vierten Versuch rutschte der Trecker nicht wieder ab. Ganz langsam schoben sich die Räder aus dem Morast hinaus. Und kurz darauf – die anderen waren auf den Anhänger gesprungen – machte sich Jean Marre auf die Rückfahrt.

Bald waren sie aus dem sumpfigen Wiesengelände heraus. Der Fischer konnte die ganze Kraft, die in der Maschine des Traktors steckte, auf die Erde bringen. Zwar ging sowohl am Trecker selbst, als auch am Anhänger einiges zu Bruch – der unebene Boden war nicht ideal als Rennstrecke – aber darauf nahmen sie keine Rücksicht. Jede Sekunde war ihnen unendlich kostbar.

Dennoch gab es unterwegs einen Aufenthalt.

Unter einem Baum sahen sie einen Mann sitzen.

Col!

Jean Marre bremste scharf. Ruckend kamen Zugmaschine und Anhänger zum Stehen.

Fast lässig löste sich Col von seinem Baum und kletterte geschmeidig auf den Wagen.

Sie alle sahen ihn entgeistert an.

»Wo, zum Teufel, kommen Sie denn her?« blaffte Roger Legrand.

Der Mann lächelte. Er sah aus, wie aus dem Ei gepellt. Kein Schmutz klebte an seinem Maßanzug. »Oh«, sagte er leichthin, »ich muß mich wohl bei Ihnen für meine Feigheit entschuldigen. Als ich dieses Ungeheuer, diesen riesigen Wolf sah, hat mich die Panik übermannt. Ich bin gelaufen und gelaufen, bis ich nicht mehr konnte. Können Sie mir noch einmal verzeihen?«

»Komisch!« knurrte der Wasserskilehrer. »Kein Mensch hat Sie laufen sehen. Oder?«

Lejeune und Marre schüttelten den Kopf. Zamorra enthielt sich jeder Äußerung. Er dachte nach.

»Noch eins ist verdammt komisch«, meinte der Viehhändler. »Ihr Anzug! Sind Sie zwischendurch in einer chemischen Reinigung gewesen? Gucken Sie uns mal an! Wir sind von oben bis unten mit Dreck beschmiert. Und Sie?«

»Und ich nicht?« fragte Col lächelnd zurück.

Zamorra zuckte mit keiner Wimper, als er sah, daß Cols Anzug von einer Sekunde zur anderen so schmutzig wurde wie die Kleidung der ihrigen. Verkrusteter und frischer Schlamm nistete jetzt am Stoff, als sei er schon immer da gewesen. Lejeune, Legrand und Marre prallten regelrecht zurück.

»Das gibt’s doch gar nicht«, murmelte Lejeune verstört. »Ich habe doch mit eigenen Augen gesehen…« Er brach ab, zuckte hilflos die Achseln.

Zamorra schaltete sich ein. »Jean, Sie sollten weiterfahren«, forderte er den Fischer auf. »Wir verlieren hier nur unsere kostbare Zeit.«

Der Einheimische nickte, ließ den Trecker wieder anrollen. Niemand sagte mehr ein Wort, als das Gefährt auf geradem Wege St. Briand entgegenholperte. Marre konnte sein Ziel nicht verfehlen.

Der Feuerschein über dem Ort war ein zweifelsfreier Wegweiser.

Düster betrachtete Professor Zamorra den Himmel. Das erwartete Unwetter war ausgeblieben. Die Abenddämmerung brach langsam herein. Dennoch war deutlich zu erkennen, daß die dunklen Wolken wieder aufs Meer hinauszogen. Wenn wirklich Wikinger nach St. Briand gekommen waren, dann schienen sie mit dem Wetter im Bunde gewesen zu sein. Erst waren sie vom Wind begünstigt worden, als sie sich der Küste näherten. Und nun wehte der Wind in umgekehrter Richtung. Ideale Voraussetzungen für ein schnelles Absetzmanöver.

Zamorras Sorgen wuchsen ins Unermeßliche. Hoffentlich kamen sie nicht zu spät. Hoffentlich konnten sie noch etwas tun.

Aber je näher sie St. Briand kamen, umso trügerischer wurden alle Hoffnungen. Mindestens der halbe Ort stand in hellen Flammen.

Kein Lebenszeichen war zu entdecken. Wie es aussah, war St. Briand ein toter, brennender Ort.

Und dann stießen sie auf die ersten Toten. Kurz vor den Häusern sahen sie einen umgestürzten Peugeot. Marre hielt den Trecker an.

Die Männer sprangen vom Wagen, eilten auf den verunglückten Pkw zu.

Zwei Männer lagen daneben. Zamorra erkannte sie – Touristen aus dem Belle-Ile. Der schlimme Verdacht, den sie hegten, bestätigte sich. Die beiden Männer waren ermordet worden. Mit großen Messern. Oder mit Schwertern.

Sie konnten nichts mehr für die Toten tun.

»Weiter!« rief der Professor und sprang wieder auf den Anhänger.

»Machen Sie schon, Jean!«

Die Fahrt wurde fortgesetzt. Schnell kamen sie jetzt voran. Schon lag die Wildnis hinter ihnen. Der Trecker rollte bereits über die gepflasterte Straße St. Briands.

Das Entsetzen ließ ihnen fast das Blut in den Adern erstarren.

Blut, Tod und Feuer wohin sie blickten. Unholde hatten im Ort gewütet. Und sie waren längst wieder über alle Berge. Oder über alle Wogen.

Gellend schrie Jean Marre auf und hielt den Traktor jäh an. Er sprang auf die Straße, eilte auf mehrere Tote zu, die vor einem Hauseingang lagen.

»Vater, Mutter…«

Der Schmerz des Fischers erregte Zamorras Mitleid. Dennoch hielt er sich nicht auf.

Nicole!

Er ließ den Trecker stehen, rannte zu Fuß weiter. Es zog ihn mit aller Kraft zum Belle-Ile. Die anderen, mit Ausnahme Jean Marres, folgten ihm nach. Langsamer als er, denn sie konnten seinen weitausgreifenden Schritten nicht folgen.

Der Professor lief, so schnell er konnte. Vorbei an brennenden

Häusern, vorbei an Trümmern und Toten.

Und dann blieb er plötzlich wie vom Donner gerührt stehen.

Dieser Mann dort… das gab es doch gar nicht!

»Bill!«

»Zamorra! Gott sei Dank, du lebst!«

Der Freund aus New York kam ihm entgegengelaufen, ließ zwei Menschen zurück. Ein junges hübsches Mädchen, das Zamorra flüchtig kannte – eine Angestellte aus dem Sportpark. Und den Geistlichen Jules Matteaux.

Die beiden Freunde fielen sich in die Arme, klopften sich auf die Schultern, als hätten sie sich seit ewigen Jahren nicht gesehen. Und das traf ja, im übertragenen Sinne, auch durchaus zu.

Bevor sie Worte wechseln konnten, waren auch die anderen heran.

Wieder hallten zwei Namen über die Straße des Todes.

»Roger!«

»Charlotte!«

Auch das Paar sank sich in die Arme. Charlotte Rodin schluchzte dabei befreit und tief.

Und noch jemand schrie laut auf: Der Geistliche. Abwehrend hob er beide Hände, als er Col sah. Sein Gesicht verwandelte sich in eine Grimasse abgrundtiefen Schreckens.

»Satan, weiche von uns!«

Es waren die letzten Worte, die er in seinem Leben sprach. Wie von einem unsichtbaren Keulenhieb getroffen, stürzte er zu Boden.

Reglos blieb er auf dem Pflaster liegen.

Tot!

***

Alarmiert blickte Bill Fleming auf den toten Geistlichen.

»Zamorra«, wisperte er, »der Tod dieses Mannes kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Er hatte lediglich eine Platzwunde am Kopf, die von einem Beilhieb herrührte. Er war vielleicht nicht mehr ganz richtig im Kopf, aber es scheint, daß er der einzige Überlebende des Massakers gewesen ist. Er hat uns schauerliche Dinge erzählt. Über den Angriff der Rotbärtigen. Und über diesen Mann, den er da gerade Satan genannt hat!«

»Psst, Bill!« raunte der Professor. »Nicht jetzt. Ich habe auch schon so meine Vermutungen über diesen… Satan. Er soll nicht wissen, daß der Geistliche dir und dem Mädchen einiges erzählt hat. Und er soll auch nicht wissen, daß ihr beide nicht schon immer hier gewesen seid. Seit heute morgen, meine ich selbstverständlich.«

Bill blickte ihn etwas verständnislos an. »Seit heute morgen?« wiederholte er.

»Ja, ich meine den Zeitpunkt, an dem das ganze Unglück begann.

Heute morgen so gegen acht.«

Der Amerikaner pfiff durch die Zähne. »Draußen sind mehrere Tage vergangen, seit St. Briand verschwand. Die Zeit scheint unterschiedlich abzulaufen.«

»Nein, das glaube ich nicht«, schüttelte Zamorra den Kopf. »Jedenfalls hatten wir diese Empfindung hier nicht. Es scheint mir eher so zu sein, daß der Sprung aus dem Jahr 1976 in dieses Jahr 804 nicht augenblicklich erfolgt ist, sondern eine unmeßbare Zeitspanne gedauert hat.«

»Ja, das würde passen«, stimmte Bill zu. »Als wir durchkamen, war draußen dunkle Nacht. Hier hingegen ging die Sonne gerade unter.«

Col trat jetzt auf sie zu.

»Du weißt, was du zu sagen hast«, raunte Zamorra noch. Dann war der rätselhafte Mann heran.

In seinem Gesicht lag nach wie vor der stattsam bekannte spöttische Ausdruck. Aber seine Augen waren ganz wach, lauerten wie die eines Raubtiers auf dem Sprung.

»Sie haben das fürchterliche Geschehen überlebt, Monsieur?« sprach er Bill an. »Was um Od… um Gottes willen ist denn nur passiert?«

Bill machte seine Sache gut. Er fing sogar leicht zu zittern an, als ob ihn die Erinnerung schütteln würde.

»Es war schrecklich, Monsieur, Entsetzen ohne Ende… Sie kamen mit ihren Booten und stürmten mordgierig an Land. Jeden machten sie nieder. Meiner Bekannten und mir gelang es, uns in einem Keller einzuschließen. Wir kamen erst wieder heraus, als sie schon weg waren. Über Einzelheiten kann ich deshalb kaum etwas berichten.«

Die Antwort schien Col zu gefallen. Seine Mundwinkel kräuselten sich belustigt.

»Und der Priester?« setzte er noch nach. »Hat er mehr als Einzelheiten gesehen und Ihnen darüber berichtet?«

Heftig schüttelte Bill den Kopf. »Der arme Kerl! Das, was er erlebt hat, muß ihn zum Wahnsinn getrieben haben. Er redete irre. Von Blut, das vom Himmel tropfte. Vom Satan, der über uns gekommen ist. Lauter solche verrückten Sachen, mit denen kein vernünftiger Mensch etwas anfangen kann.«

Col nickte. »Verstehe, verstehe«, murmelte er. Dann wandte er sich ab.

»Er hat es gefressen«, freute sich Bill. »Soll ich dir jetzt erzählen, was der Geistliche gesagt hat?«

»Warte noch«, antwortete der Professor. »Wir wollen ganz sicher sein, daß er uns nicht hören kann.«

Sein Blick ging zum Hotel Belle-Ile auf der anderen Straßenseite hinüber. Das Gebäude war schon fast ganz ausgebrannt. Nur aus dem obersten Stockwerk schlugen noch kleine Flammen.

»Gehen wir dort hinein!« Er zuckte regelrecht zusammen. »Mein Gott – Nicole! Ich muß sie suchen!«

»Du wirst sie dort nicht finden«, entgegnete der Historiker. »Aber ich kann dir die tröstliche Mitteilung machen, daß sie wahrscheinlich noch lebt. Die Piraten haben Sie verschleppt. Der Geistliche war Augenzeuge.«

Der Professor atmete etwas auf. Er war jedoch nicht befreit. Verschleppt! Er wagte sich gar nicht vorzustellen, was das für Nicole alles bedeuten konnte. Die Wikinger waren als Männer bekannt gewesen, die vor Frauen weniger Achtung gehabt hatten als vor Tieren.

»Sag dem Mädchen noch Bescheid, wie es sich Col gegenüber verhalten soll«, flüsterte der Professor Bill zu. »Und dann komm mir nach.«

Bill nickte, entfernte sich, um zu Charlotte Rodin hinüberzugehen, die sich beinahe krampfhaft an Legrand festhielt.

Zamorra eilte unterdessen auf den Hoteleingang zu und verschwand darin.

Die Hotelhalle war ein einziger Trümmerhaufen. Zerschmetterte und verkohlte Möbel, Tote mit gräßlichen Wunden, die teilweise ebenfalls Opfer verzehrender Flammen geworden waren. Zamorra biß die Zähne zusammen. Dieses Bild des Grauens verlangte seine ganze Nervenkraft.

Wenig später kam Bill Fleming. Der Professor bemühte sich, den Hauch des Todes zu ignorieren, der schwer auf allem lastete.

»Gut, Bill, erzähle…«

Und der Historiker erzählte. Er erzählte, wie er und das Mädchen in den Ort hineingekommen waren, erzählte, wie die Lage draußen war. Und er erzählte, was Jules Matteaux berichtet hatte, von dem die Schlächter fälschlicherweise angenommen hatten, daß er tot und nicht nur wenige Sekunden betäubt gewesen war.

Zamorra erfuhr von Nicoles Autounfall, von Cols Anwesenheit während der Sturmangriffe der rotbärtigen Mordgesellen, von Nicoles Beschuldigungen gegen den geheimnisvollen Mann. Und erfuhr von dem unverwundbaren Wikinger mit dem Eisenhammer, vom Dialog zwischen diesem Wikinger und Col, vom plötzlichen Versagen der Gewehre. Und nicht zuletzt erfuhr er, daß sich Col förmlich in Luft aufgelöst hatte, und von der blutigen Niederlage der heroischen Verteidiger.

Manches hatte sich der Professor schon gedacht, mehr konnte er sich jetzt zusammenreimen.

»Kein Zweifel«, sagte er schleppend, »Col ist niemand anders als Loki, der Teufel der germanischen Götterwelt!«

»Glaubst du das wirklich, Zamorra?«

»Ja, das glaube ich.« Zamorra berichtete dem Freund einiges über seine eigenen Erlebnisse. »Alles spricht dafür«, führte er weiter aus.

»Loki besitzt die Gabe, zu kommen und zu gehen, wie es ihm beliebt – wie der Blitz aus heiterem Himmel. Dann der Fenriswolf – eine Kreatur Lokis. Vorhin, als er mit dir sprach, wollte er zuerst sagen: Um Odins willen! Odin ist der höchste Gott im germanischen Pantheon. Erst im letzten Augenblick verbesserte er sich und sagte: Um Gottes willen! Und dann natürlich auch sein eigener Name. Dreh die Buchstaben doch mal um.«

»Bill tat es. L… O … C … Teufel, du hast recht. Ein C ist gleichzusetzen mit einem K. Fehlt nur der Buchstabe I, dann ist der Name komplett.«

»Ich hätte früher darauf kommen müssen«, machte sich der Professor heftige Selbstvorwürfe. »Vielleicht wäre dann alles ganz anders ausgegangen.«

Der Freund beruhigte ihn, versuchte es zumindest. Dann fragte er:

»Meinst du, daß Loki diesen ganzen Zauber entfacht hat? Daß er für die Versetzung St. Briands in diese Zeit des frühen Mittelalters verantwortlich ist?«

Zamorra nickte. »Er oder Thor!«

»Thor?«

»Natürlich«, entgegnete der Parapsychologe. »Auch Thor, der Gott der Krieger und Waffenschmiede, spielt eine Rolle in diesem blutigen Spiel. Es dürfte feststehen, daß der Wikinger mit dem Eisenhammer und Thor identisch sind. Denk' an den Hammer, Bill. Er allein ist Beweis genug. Mjölnir, der alles zermalmende Hammer, der nach dem Wurf sofort in Thors Hand zurückfliegt – in die Hand, die einen eisernen Handschuh trägt.«

Bill klatschte sich leicht gegen die Stirn. »Aber ja, aber ja«, rief er aus. »Daß ich daran nicht gedacht habe! Du siehst, Freund Zamorra, daß wir alle manchmal ein kleines Brett vor dem Kopf haben. Mach dir deshalb keine trüben Gedanken, daß du Loki nicht früher entlarvt hast. Denk lieber an die Zukunft. Wie soll es jetzt weitergehen? Loki und Thor – das sind mächtige Wesen. Mit allen Wassern der Hölle gewaschen. Glaubst du, daß du sie besiegen kannst?«

»Besiegen? Nein, ganz sicherlich nicht. Du hast recht – Loki und Thor gehören zu den mächtigsten Vertretern des Dämonenreiches. Ein Mensch kann sie nicht besiegen. Und dennoch… Vielleicht kann man sie einschüchtern.«

Ein sinnender Ausdruck trat in die Augen des Professors.

»Gib mir mein Amulett, Bill!« sagte er mit fester Stimme.

Bill Fleming gab es ihm.

***

Professor Zamorra und Bill Fleming verließen das Hotel.

Loki, der Teufel, stand auf der anderen Straßenseite, blickte die blutbesudelte Straße hinunter. Wohlgefallen war in seinem scharfgeschnittenen Gesicht zu lesen. Der Tod und das Verderben, das er überall sah, schien ihn zu erfreuen. Ja, in ihm wohnte ein wahrhaft böser Geist.

Als er Zamorra und Bill sah, kam er ihnen entgegen. Falsche Besorgnis funkelte zynisch in seinen Augen.

»Oh, Professor, haben Sie dieses bedauernswerte Mädchen, ihre Freundin, gefunden?«

Der Professor hätte sich am liebsten gleich auf ihn gestürzt.

Aber er tat es nicht. Nur zu gut wußte er, daß er dem Wesen aus dem Jenseits so plump nicht beikommen konnte.

Aber er hatte auch nicht die geringste Absicht, Spielchen mit dem Unhold zu spielen und für dessen Amüsement zu sorgen.

»Sparen wir uns die Sprüche«, sagte er hart. »Du bist erkannt, Loki!«

Für einen Augenblick war der Mann, der nicht von dieser Welt kam, verblüfft. Aber er faßte sich sofort wieder.

»Ah«, dehnte er, »du hast es also erraten, mein Freund. Gratuliere! Aber vielleicht habe ich dich etwas unterschätzt. Du bist ein kluger Mann, Zamorra.«

Die Komplimente des Dämonen waren dem Professor gleichgültig.

»Warum habt ihr es getan – du und Thor?« fragte er. »Warum seid ihr in ein Jahrhundert eingedrungen, das nicht das eure ist?«

Loki lächelte. »Es interessiert dich, Zamorra?«

»Ja, ich möchte es gerne wissen!«

»Du sollst es wissen, Zamorra. Sozusagen als Belohnung dafür, daß du mir auf die Schliche gekommen bist. Es ist nicht einfach, hinter meine kleinen Tricks zu kommen. Du weißt das, nicht wahr, Zamorra?«

»Ich weiß es, ja.«

»Wohldenn, so höre! Du weißt, daß einst Ragnarök kommen wird, der Tag der Götterdämmerung, der Tag, an dem Odin, Thor und die anderen Asen gegen mich und meine Verbündeten den letzten Kampf ausfechten werden. Noch sind sie meine Freunde. – Odin ist sogar mein Blutsbruder – aber sie und ich, wir rüsten bereits zur entscheidenden Schlacht. Sie sammeln die gefallenen Recken der Germanen und Wikinger in Walhalla und bereiten sie auf Ragnarök vor. Wikinger und Germanen, pah, darüber kann ich nur lachen. Grobe, blutrünstige Klötze, die nur mit Schwert und Axt dreinzuschlagen verstehen, die für Finessen keinen Sinn haben. Ich hingegen sammle andere tote Seelen: Männer aus deiner Zeit, Zamorra, Männer, die mit modernen Waffen umzugehen verstehen. Sie werden die Asen und die Wikinger am Tag der Entscheidung in die

ewige Dunkelheit bomben und schießen. Odin und Thor sind nur auf die Wikinger fixiert, aber sie haben natürlich gemerkt, daß ich mir meine Vasallen aus anderen Jahrhunderten hole. Und sie sind ein bißchen mißtrauisch geworden. Dieses Mißtrauen mußte ich zerstreuen. Ich vereinbarte mit Thor, meinem guten, dummen, einfältigen Freund, ein kleines Spiel, einen Test. Thor sollte sie erleben, die Krieger aus dem zwanzigsten Jahrhundert, die er nicht kannte. Und er sollte jede Furcht vor ihnen verlieren. So wählte ich St. Briand, und er wählte die Schiffe Thormods des Grauen als seine Verbündeten. Ich lieferte ihm einen feinen Schaukampf. Zuerst hieben die Wikinger alles in Stücke. Ein so schneller Sieg wäre jedoch zu auffällig gewesen. Deshalb unterstützte ich meine Krieger, und wir brachten den Rotbärtigen das Fürchten bei. Dann aber, als die Wikinger ernsthaft in Gefahr gerieten, mußte ich meinen Mitstreitern leider in den Rücken fallen. Thors Mordgesellen siegten doch noch. Und Thor, der einfältige Tropf, glaubt nun felsenfest daran, daß seine rauhen Burschen meinen Vasallen letzten Endes doch überlegen sind. In Zukunft wird er mich mitleidig belächeln. Aber am Tage Ragnaröks, Zamorra, da werde ich lächeln!«

Er schwieg. Und plötzlich stand kein Spott, kein Zynismus mehr in seinen Augen. Ein böses Feuer glomm in ihnen. Wahrscheinlich sah er im Geiste bereits den letzten Kampf. Maschinengewehre gegen Pfeile, Granatwerfer gegen Lanzen, Napalm gegen Schwert und Axt.

»Nein!« sagte Zamorra schneidend. »So wird es nicht kommen. Ich werde Thor warnen!«

»Du?« Loki lachte. »Du und deine Freunde hier, ihr werdet sterben. Ich habe keine Verwendung mehr für euch. Eigentlich wollte ich euch noch in Reserve halten, falls Thor noch eine Kampfprobe wünschte. Deshalb rettete ich euch vor dem Angriff der Bretonen. Aber Thor ist bereits zufrieden mit dem bisherigen Verlauf der Schlacht. Und deshalb werde ich euch töten, bevor ich St. Briand in die Zeit des zwanzigsten Jahrhunderts zurückversetze. Und du, Zamorra, wirst der erste sein, der stirbt. Aber wir werden uns wiedersehen. In der Unterwelt, bei meiner Tochter Hel, wo sich meine Vasallen auf den letzten Kampf vorbereiten. Du wirst viele bekannte Leute dort treffen, Zamorra. Stirb!«

Das letzte Wort peitschte er förmlich heraus. Er machte eine schnelle Handbewegung. Zwei Finger zeigten auf den Körper des Professors.

Zamorra spürte, wie unsichtbare Hände nach ihm griffen, sein Herz anhalten, den Fluß seines Blutes stoppen wollten. Kräfte aus dem Jenseits, Geisterfinger aus der Welt der Finsternis.

Aber der Professor hielt den Angriffen des Bösen stand. Sein Amulett brannte wie Feuer auf der Brust, als er den Todeshauch der jenseitigen Kräfte absorbierte.

Loki merkte schnell, was geschah.

»Ah«, sagte er, »du hast einen magischen Schutz. Wohldenn – ich habe keine Lust, meine Kräfte darauf zu vergeuden, ihn zu sprengen. So stirb denn wie der normale Sterbliche, der du bist!«

Vor Zamorras Augen und der anderen Anwesenden aus dem zwanzigsten Jahrhundert – sie hatten sich alle an Ort und Stelle eingefunden – verwandelte sich Loki in einen Wikinger. Mit Helm, Schild, Arm- und Beinpanzer. Und mit einem riesigen, blitzenden Schwert.

Wild drang der Dämon auf den Professor ein. Seine Klinge durchschnitt die Luft. Die leere Luft, denn Zamorra hatte sich blitzschnell zur Seite geworfen. In wenigen Metern Entfernung lag ein anderes Schwert auf dem Straßenpflaster. Die Wikinger hatten wohl ihre Toten mitgenommen, aber einige ihrer Waffen zurückgelassen.

Der Professor hechtete nach dem Schwert, bekam es zu fassen.

Schon war er wieder auf den Beinen.

Und dann stellte er sich Loki zum Kampf.

Er war ein hervorragender Fechter. Zwar war er mehr an Degen und Florett gewöhnt, aber er schaffte die Umstellung auf die schwere Waffe schnell. Er war Loki durchaus ebenbürtig, ja, er war ihm sogar leicht überlegen. Loki war ein Ränkeschmied, ein Intrigant, eine Kreatur der tausend Tricks und des Falschspiels. Der harte Kampf Mann gegen Mann war nicht seine stärkste Seite.

Und schon versuchte er es mit Tricks, versuchte er es mit seinen höllischen Künsten. Zamorra direkt konnte er nichts anhaben. Und deshalb probierte er es indirekt.

Der Dämon verwandelte sich und die Umgebung. Einmal war er ein Ungeheuer mit vier riesigen Armen und einem tückischen Bärenschädel, dann ein Gerippe mit klappernden Gebeinen, schließlich ein Ritter aus purem Eisen, das in höllischem Rot erglühte. Das Straßenpflaster und die verbrannten Häuser St. Briands wichen einer makabren Geisterlandschaft, einer von Schnee und Eis umtobten kleinen Nordlandinsel, einer Feuerhölle.

Aber Zamorra wußte, daß dies alles nur Illusion war. Gaukeleien, die ihn verwirren und ablenken sollten.

Er ging jetzt aufs Ganze. Sein Schwertarm wirbelte, vom unbedingten Siegeswunsch beseelt. Zwei blitzschnelle Finten, dann der Treffer. Die Klinge durchbrach die Deckung Lokis, bohrte sich voll in den Leib des höllischen Gegners.

Loki fiel jedoch nicht. Einen Dämon konnte man mit einem Schwert nicht töten. Die Klinge ging durch ihn hindurch, ohne ihn zu verletzen.

Zamorra schaltete sofort. Er ließ das Schwert im Leib des Dämonen stecken. Mit der freien Hand riß er sein Amulett von der Brust,

drückte es gegen die Stirn Lokis.

Der Gott schrie auf, stürzte zu Boden. Zamorra blieb hart an ihm.

Er war sich im klaren darüber, daß er auch mit Hilfe des Amuletts keinen endgültigen Sieg über den Teufel der Nordländer erringen konnte. Aber es war möglich, ihn zu schwächen, ihn verwundbar zu machen für Gegner aus seiner eigenen Welt.

Loki erkannte die Gefahr, die ihm drohte, mit der ihm eigenen Gedankenschnelligkeit. Und er wäre nicht der Herr der Heimtücke und Hinterlist gewesen, wenn er nicht auf der Stelle versucht hätte, das Blatt zu seinen Gunsten zu wenden.

»Halt ein, Zamorra!« rief er. »Mächtige wie wir beide sollten sich nicht bekämpfen. Wir sollten Freunde sein.«

»Ich will nicht dein Freund sein, unselige Kreatur«, knurrte der Professor. »Ich will nur eins von dir: Schaff die Mädchen wieder her, die Thormods des Grauen Mordbuben verschleppt haben, und bring uns zurück in unsere Welt. Tust du es nicht, werde ich mich mit Thor oder Odin selbst in Verbindung setzen und sie über einige Dinge aufklären. Glaube nicht, daß mir dies unmöglich ist. Du hast selbst gesagt, daß ich ein Mächtiger bin.«

Loki wand sich wie eine Schlange. Dann aber sah er wohl ein, daß Zamorra einige gewichtige Gründe auf seiner Seite hatte.

»Es sei!« zischte er. »Aber glaube auch du mir eins, Zamorra: Eines Tages werden wir uns wiedersehen. Und nicht erst am Tage Ragnaröks. Dann wirst du bedauern, daß du meine Freundschaft verschmäht hast.«

»Natürlich!« sagte der Professor, und seine Antwort klang erleichtert.

***

Loki hielt sein Wort. Nicht weil er eine so ehrliche Kreatur war, sondern weil er sich dazu gezwungen sah.

Von einer Sekunde zur anderen waren die Mädchen zur Stelle, von seinen höllischen Kräften durch eine andere Dimension geholt.

Dann erfüllte der Dämon auch Zamorras zweite Forderung. Wie am Morgen donnerte und blitzte es, als seien alle Gewitter der Welt gleichzeitig losgebrochen. Und wieder rasten irrwitzige, unerträgliche Schmerzen durch gepeinigte Körperzellen.

Danach waren sie zurück im Jahr 1976.

Mühsam erhoben sie sich vom Straßenpflaster, auf das sie die Schmerzen geschleudert hatten. Monsieur Col war nicht mehr bei ihnen.

Fast zwei Minuten lang sagte niemand von ihnen ein Wort. Sie mußten sich erst daran gewöhnen, wieder zu Hause zu sein.

Dann, als der erste Jeep langsam die Straße herunterrollte, sagte Bill: »Ich fürchte, jetzt geht es erst richtig los. Die Generäle werden uns

Löcher in den Bauch fragen.«

»Immer noch besser, von Fragen durchbohrt zu werden, als von Schwertspitzen«, entgegnete Nicole.

Professor Zamorra nickte dazu.

Gefaßt blickten sie dem Jeep entgegen.

ENDE